

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Prosludium	251
Fragen an die Meteorologen. Von Carl Zentig	267
Der Verführer. Von Stefan Zweig	271
Kupfeln. Von Schickel, Goldbeck, Wilhelm von Scholz	275
Stiepenhagen Tage Irrenhaus. Von Gertrud Birshberg	280
Glücksverkehr. Von Leben	283

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher Kons
Berlin
Unter den Linden 32



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138, 9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 652.



Inserieren-Annahme für "Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a
 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Selzer
Laurence & Co., Hoff.



Natürl.
Mineralwasser

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause**, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810, Amt 9 No. 5395

Man verlange
stets

Grosskarbener Selzer.



Der **Orthozentrische „Ideal“-Kneifer** ist geschützt u. der anerkannt beste. Verblüffend einfach, hochzeitig, v. hervorragenden Aerzten empfohl. Feder u. Stäbe sind eins. Beseitigt Sehstörung durch **korrekte stabile Zentrierung**; fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Sitzt sehr fest, leicht und überbrückt Tränenkanäle. Prospekt gratis. Alleinverkauf nur: **Orthozentrische Kneifer Ges. m. b. H., Berlin W., Potsdamerstrasse 132, 3 Min. v. Potsdamcpl.** Man achte genau auf Firma. Komplette Nachträge nur bezogen **Operngläser und Feldstecher, welche durch spezielle Konstruktion fehlerlos und sehr sich verschleissner Augen individuell angepasst wurden.**

MULTIPLEX
Gasfernzünder

DER BESTE DER WELT
HIER IM BETRIEB ZU SEHEN



Dieses Plakat finden Sie bei den Vertretern der „Multiplex“-Intrern. Gaszönder-Ges., Berlin W. 8, Biene Gas. Nehmen auf Anträgen gerne die Namen Ihrer Vertreter an und in Plakaten



Berlin, den 17. November 1906.

Praeludium.

Unsere Vorarbeit wird, so hoffe ich, den Beifall Eurer Durchlaucht finden. Seines Fleißes darf Jeder sich rühmen; und fleißig sind wir gewesen. Die Aufgabe war nicht ganz leicht und die Bewältigung schien uns nur möglich, wenn wir die Sache selbst in die Hand nahmen und sie täglich, je nach Bedarf, kneten und zureichten konnten. Das ist geschehen. Eine Weile dachte ich daran, unsere Leute zusammenzurufen und ihnen einfach zu sagen: ‚Seid ruhig; verrennt Euch nicht; redet nicht von Krisen, die nur im Hirn Eurer Zuträger und Zeilensöhner leben. Herrn von Boddielst, dessen Anblick Euch ärgert, werdet Ihr als preussischen Minister nicht wiedersehen. Der Kanzler ist kerngesund, im Vollbesitz des kaiserlichen Vertrauens und wird mit fester Hand nun, wie vor seiner Erkrankung, die Zügel führen. Er arbeitet von früh bis spät, bereitet sich für die ersuchte Gelegenheit, im Reichstag Rede zu stehen, und wird unzweideutig beweisen, daß unsere Lage zwar nicht gerade herrlich, doch durchaus nicht so schlimm ist, wie man sie darstellt. Wollt Ihr ihn stürzen? Wißt Ihr, wer nach ihm kommt? Vielleicht ein Mann der scharfen Tonart, ein Haudegen und Finsterling. Könnt Ihr bei dem Tausch gewinnen? Laßt also das Ganze halten und wartet geduldig, bis Ihr die große Rede des Fürsten gehört habt.‘ Das hätte gewirkt. Frankfurt, Köln, Lokalanzeiger, Postfische: da haben wir Kredit; auch anderswo. Seit Wochen wäre Alles leidlich still gewesen. Doch fand ich bald, daß dieser Weg nicht an das Ziel führen würde, das wir erreichen müssen. Die Frage durfte nicht lauten: Kanzler oder Landwirtschaftsminister? Nicht öffentlich; weder offiziell noch offiziös; nicht so, daß man uns fassen konnte. Erstens, weil Eure Durchlaucht an mündliche und schriftliche Äußerungen gebunden sind, die in heißen Tagen vielleicht nicht zu vermeiden waren. Zwei-

tens, weil man Curer Durchlaucht Feinden am Hof nicht die Möglichkeit geben durfte, zu sagen: ‚Der von seiner Unentsbehrlichkeit merkwürdig überzeugte Kanzler will Euer Majestät zwingen, sich von einem Vertrauensmann zu trennen‘. Es handelte sich also darum, den Verdacht des Duells so zu bestreiten, daß man sich drauf berufen konnte und er dennoch bestehen blieb; nichts Sichtbares, Greifbares gegen den Minister zu unternehmen und ihn dennoch unmöglich zu machen; ihn in Beziehungen zu dem Hause Scherl zu verstricken, in das man, so oft es nöthig wurde, eine Falle stellen konnte; und den Schein zu schaffen, er sei noch jetzt mächtiger, als er in Wirklichkeit je war. Dann mußte sein Abgang wie ein Erfolg des Reichskanzlers wirken; der trotzdem sagen konnte: Ich habe ihn nicht zum Gehen gezwungen. Nach reiflicher Ueberlegung schien mir und meinen Adjutanten auch der Glaube an die ungefährdet feste Stellung Curer Durchlaucht nicht opportun. Er hätte der thatsächlich vorhandenen Unzufriedenheit eine einstweilen unverrückbare Zielscheibe gezeigt. Das lag nicht in unserem Interesse. Und welche Gelegenheit, die für die Nachfolge etwa denkbaren Kandidaten anzuschwärzen, blieb uns, wenn wir laut sagten, dem Kanzler drohe gar keine Gefahr? Wir mußten zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. Dem Publikum die Ueberzeugung beibringen: Der Kanzler hats schwer; er verhindert viele Fehler; wer ihn heftig angreift, dient nur der Kamarilla, die ihn durch einen ihrer Leute ersetzen will. Und Seiner Majestät die Sicherheit geben: Der Kanzler ist an all diesen Vrehtreibern eien unschuldig, auch an denen gegen Poddbielski; er läßt dem Gerede so deutlich, wie ers irgend kann, widersprechen; die Oeffentliche Meinung hält seine Stellung aber für nicht mehr ganz fest und überraschend würde Mein Handeln nur wirken, wenn es bewiese, daß Meine Gnade ihm nicht entzogen, nicht einmal geschmälert ist. Um dahin zu kommen, mußten wir die ganze Sache in Entreprise behalten; Angriff und Abwehr leiten, Behauptung und Widerruf in die Welt setzen. Das ist geleistet worden. Nicht nur das Dementi: auch das Dementirte kam von uns. Wir haben den Generalstaßchef und den Fürsten Eulenburg ins Kreuzfeuer gebracht, den Plan der Kemtertheilung diskreditirt, dem Staatssekretär des Inneren den Weg verbaut, dem des Auswärtigen, als er in der Sonne aufquoll, einen leisen Klappz gegeben. Wir ließen die Gefahr des Absolutismus zeigen und sofort dann erklären, von solcher Gefahr könne bei uns im Ernst gar nicht die Rede sein. Mit diesem Hin und Her erreichten wir noch zwei nützliche Wirkungen. Der Kerger tobte sich aus und wird am vierzehnten November, im Reichstag, kaum noch so grelle Töne finden wie drei Wochen vorher. Am Hof aber wird man sich sagen: Die Stimmung ist im Lande so schlecht, daß ein neuer Kanzler einen

schweren Stand hätte; wir müssen den alten also verschmausen lassen, bis die Gestirne ihm noch ungünstiger sind. Folge: öffentlicher Gunstbeweis Seiner Majestät. Entlassung des verhassten Ministers. Abgeordnete und Journalisten können sich einbilden, einen ersten Sieg erkochten zu haben. Wir gewinnen Zeit. Und für alles Uebrige sorgt die Beredsamkeit Eurer Durchlaucht.“

„Sehr hübsch, lieber Geheimrath; wirklich sehr hübsch und umsichtig. Ich habe auch das Gefühl, daß wir in erträglich gekühlter Asfiette sind. Furchtbar sind mir die Leute im Parlament nie vorgekommen und ich kann mir nicht denken, daß sie über Nacht das *aes triplex circa pectus* (Horaz; notiren Sies, bitte, für alle Fälle) argezogen haben. Da ich mit den Centrums-koryphäen vorzüglich stehe und Alles, bis zu Schrader und Müller-Sagan, mir die Freude macht, an meinen kleinen Diners theilzunehmen, ist mit persönlicher Gehässigkeit kaum zu rechnen. Von den Konservativen, die seit Monaten den Agrarminister kandidiren, ist nichts Ernstes zu fürchten. Baffermann ist ein Gentleman, dessen patriotische Velleitungen mit Vernunftgründen zu beschwichtigen sein werden. Und je lauter Bebel schreit, desto besser für uns; desto klarer sehen die Anderen, wem ihr Feuer den Kessel heizt. Wir bringen den Herrschaften ja auch eine ansehnliche Bescherung. Die Diäten sind nicht vergessen. Das Gesetz über die Berufsvereine giebt uns die Gelegenheit, als moderne Menschen uns von dem dunklen Grunde der rechten Seite abzuheben, die den Vereinen die Beschäftigung mit politischen Angelegenheiten verbieten will. Poddbielski ist weg. Die Fleischtheuerung suchen wir mit allen verfügbaren Mitteln zu lindern (was jetzt, nach der Ausschiffung des lästigen Passagiers, von links wie ein Sieg der starken Hand über agrarische Begehrlichkeit aussieht und durch Loebell den traitablen Leuten hinter Stirum und Normann doch halbwegs schmachhaft gemacht werden kann). Der Vertrag mit Lippelskirch ist von Dernburg auch längst in aller Stille erledigt. Das sind zwei Ueberraschungen, von denen ich mir nützlichen Effekt verspreche. Mir scheint, wir sind nicht übel gerüstet. Die polnische Schulgeschichte ist unangenehm, gehört schließlich aber auf das Konto Studts, von dem ich mich ohne Thränen trennen würde. Sache des Landtags. Daß wir von unserem Entschluß, das Deuththum in der Ostmark zu schützen, je um eines Bingers Breite weichen, darf Niemand hoffen. Mit Spahn, Groeber, Bachem, die ja nicht umhin können, auch diesen Stachelndraht anzufassen, kann man sich immer verständigen. Der preussische Ministerwechsel ist auch nicht Reichsangelegenheit, braucht als Thema aber nicht unter allen Umständen vermieden zu werden. Meine Schuld ist's nicht, daß Herr von Poddbielski sich zu krank fühlt, um im Parlament selbst

feinen Feinden entgegen treten zu können. Ich habe sein Sachverständniß, seine Tüchtigkeit in den Geschäften (auch in denen des Staates, meine Herren: ich denke, diese Konzeßion könnte man dem Heiterkeitbedürfniß wohl machen) stets freudig anerkannt und bin sicher, von dem verehrten Grund, in dem ich einen schwer ersehbaren Mitarbeiter verliere, das Zeugniß zu erhalten, daß ich ihn niemals, weder direkt noch indirekt, zum Rücktritt gedrängt habe. Nur die Komplikation von schwerer Gicht mit einem äußerst schmerzhaften Gallensteinleiden und einer Nervenschöpfung, die nach einer unwürdigen Heze nur allzu begreiflich ist, hat den Minister, an dessen Charakter nicht der kleinste Makel klebt, verhindert, im Reichstag zu erscheinen und mit gewohnter Tapferkeit seine Sache zu führen. Nur diese Krankheit, die länger, als wir Allgehofft hatten, der ärztlichen Kunst troht, sie allein (ich wiederhole es mit allem Nachdruck) hat Seine Majestät bewogen, dem Entlassungsgeßuch des bewährten Mannes die Genehmigung nicht mehr zu versagen. Ungeßähr so werde ichs machen; wenn der Wind nicht noch umschlägt. Dabei läßt sich vielleicht gleich sagen, daß man die Schmerzempfindungen der Männer, die von einem Ministeramt scheiden müssen, im Allgemeinen wesentlich überschätze. Wir thun unsere Pflicht, klammern uns aber nicht an eine Würde, die heutzutage (hier könnte ich eine ganz kurze Lachpause lassen) doch mehr Bürde ist, als Mancher ahnt, und sind immer bereit, dem besseren Mann, dem noch unverbraut, den Platz zu räumen. Wann Das geschieht, hängt, wie ja der vorliegende Fall lehrt, nicht stets von unserem freien Willen ab, sondern (Ihre Heiterkeit mißverstekt die Absicht meiner Worte) oft auch von äußeren Umständen, die stärker sind als unser Pflichtgeßühl und unsere Liebe zum Beruf. Omnes una manet nox. (Zweimal Horaz? Man merkts wohl nicht; und hier ist die lebhafteste Heiterkeit sicher. Notiren Sieß also jedenfalls.) Damit ist den Bienen über den wackelnden Kanzler schon vorgebeugt. Das wären so extra die Hauptsachen. Aus welcher Ecke könnte es nun noch heulen? Sehen Sie irgendwo noch andere Wolken?"

„Nirgendß. Wenn eben nicht das eigentliche Thema dieser willkommenen nationalliberalen Interpellation, die Auswärtige Politif...“

„Natürlich. Aber da seßten wir in der Beisßanzung. Die Interna kennt nur, wer im Hause sißt und die Akten gelesen hat. Daran glauben Alle; bis tief in die Demokratie hinein. Und die Leute, auf die es uns ankommt, werden still, wenn man sie mit hößlichem Ernst warnt: Noli turbare circulos meos! Auf diesem Feld stolpern nur besonders ungeschickte Wanderer; wie unser junger Freund nebenan, dem solche Lektion denn auch nicht schadet. Was da zu erwarten ist, wissen wir ja. Das Verhältniß zu Statten läßt zu wünschen

übrig? Nicht ganz zu bestreiten. Wir haben unfreundliche Aeußerungen gehört und können nicht verkennen, daß die Volksstimmung schwankend und die Interessenturbe sogar sich von uns etwas abzuneigen scheint. Wird diese Schwankung, diese Abneigung aber dauernd sein? Ist sie nicht das Resultat internationaler Verhehlung, die uns überall als Störenfried zu verdächtigen sucht? Kann das große Kulturvolk, mit dem uns hundert historische Alpenpässe verbinden, mit dem wir tausendjährigen Besitz gemein haben und dessen Einheit in der selben Stunde geboren ward wie unsere, kann es jemals vergessen, was ihm das Bündniß mit der germanischen Vormacht geleistet hat? In den Jahrzehnten des Friedens, den die von weisen Staatsmännern geschlossenen Verträge gesichert haben, ist die Blüthe gereift, der Italiens Wirtschaft sich heute freuen darf. Solche Erfahrung überlebt Verstimnungen und Mißverständnisse. Wer heute Italien übertreden wollte, dieses Bündniß aufzugeben, würde ein entschiedenes Nein als Antwort erhalten. Das wissen wir nicht nur aus unzweideutigen Erklärungen der verantwortlichen Politiker. Auch in der Presse, so weit sie als Ausdruck der Oeffentlichen Meinung gelten darf, hat sich in den letzten Monaten ein Umschwung vollzogen, sind gewichtige Stimmen vernehmbar geworden, die sagen: Wir wollen mit Frankreich befreundet bleiben, aber an dem erprobten Bündniß mit Deutschland festhalten. Das kann uns genügen. Unsere Aufgabe ist ja nicht, zwischen den Nachbarationen Unfrieden zu stiften. Mögen sie ruhig die Bande neuer Freundschaft knüpfen (*les amis de nos amis sont nos amis* oder können es doch eines Tages werden); dazu brauchen sie ältere nicht abzureißen. Wir sind, Gott sei Dank, nicht in der Gefahr, als *quantité négligeable* behandelt zu werden. Wenn Italien die Absicht hätte, seinen Weg von unserem zu trennen: wir könnten es tragen; der Schade wäre für uns geringer als für den anderen Theil. Diese Absicht besteht aber nicht. Ich habe nach dieser Richtung von autoritativster Seite die bündigsten Versicherungen erhalten und werde vielleicht bald in der Lage sein, beweiskräftiges Material darüber in die Oeffentlichkeit zu bringen. Ich will nichts beschönigen, gewisse Schwierigkeiten, die Nöthigung zu gewissen Modifikationen nicht leugnen. Auch nicht bestreiten, was Jeder weiß: daß alle Bündnisse im Lauf der Jahre lockerer werden und das Interesse zu neuer Gruppierung drängen kann. *Quid sit futurum cras, fuge quaerere!* (Zum dritten Mal? Macht nichts.) Der Vorsehung, hat mein großer Vorgänger gesagt, können wir nicht in die Karten gucken. Heute aber haben wir keinen irgendwie ernsthaften Grund zur Klage über Italien; über das offizielle Italien, meine ich, das nicht für jede Preßquerelle und jeden Hejartikel verantwortlich zu machen ist. Der Dreibund ist oft totgesagt worden; niemals hatte

der Wunsch die Kraft, dieses Friedenswerk wirklich zu töten. Sollte es jetzt gelingen? Oesterreich hat uns erst vor Kurzem einen Beweis seiner Bundestreue und Freundschaft gegeben, an den ich, weil er allgemein bekannt geworden ist, nur flüchtig zu erinnern brauche. Die Konfliktmöglichkeiten, die zwischen Oesterreich und Italien zu entstehen schienen, sind beseitigt; und der weite Blick, die ungewöhnliche Begabung und hohe Erfahrung des Freiherrn von Aehrenthal, meines verehrten Freundes, bürgt allein schon dafür, daß sie, selbst wenn sie wieder auftauchen sollten, ungefährlich bleiben. Aus einer Mittheilung des selben hervorragenden Staatsmannes habe ich erst vor wenigen Tagen gehört, welchen Werth er auf die Intimität der beiden Kaiser legt. Und trotz Alledem soll der Dreibund, den selbst Frankreich nicht mehr als ein feindliches Gebilde bekämpft, unhaltbar geworden sein? Auch der ärgste Pessimist, scheint mir, könnte höchstens doch fragen, ob dieser Bund noch allen Bedürfnissen genügt.

„Diese Wendung zu einer gewissen Skepsis scheint mir taktisch meisterhaft. Damit wäre gleich wieder eine unbequeme Spitze abgebrochen“.

„Und genügt er nicht allen: was hindert uns, morgen schon, in der unbeschränkten Freiheit einer geachteten und, ich darf es ohne Ueberhebung aussprechen, gefürchteten Großmacht, für Ergänzung zu sorgen? Vor zwei Jahren (reichen Sie mir doch mal die Mappe herüber; danke), nein: vor fast schon drei Jahren habe ich im Reichstag gesagt: ‚Wir stehen zu zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Im Uebrigen glaube ich, daß wir uns vor der Sizilien, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir uns vor dem Alleinsein nicht zu fürchten‘. Das ist heute noch eben so wahr wie im April 1904. Wenn wir diesmal eine Thronrede vernähmen, würde ihr Grundton heller klingen als im vorigen Jahr. Damals mußten wir von ‚korrekten‘ Beziehungen reden und sagen: ‚Ein Blick auf Deutschlands internationale Stellung darf sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß wir fortdauernd mit Verkennung deutscher Sinnesart und Vorurtheilen gegen die Fortschritte deutschen Fleißes zu rechnen haben. Die Schwierigkeiten, die zwischen uns und Frankreich in der marrokanischen Frage entstanden waren, hatten keine andere Quelle als eine Neigung, Angelegenheiten, in denen auch das Deutsche Reich Interessen zu wahren hat, ohne unsere Mitwirkung zu erledigen. Solche Störungen können, an einem Punkt unterdrückt, an einem anderen wiederkehren. Die Zeichen der Zeit machen es der

Nation zur Pflicht, ihre Schutzwehr gegen ungerechte Angriffe zu verstärken.“ Solche Schwarzjeherei wäre heute nicht mehr nöthig. Wer kann leugnen, daß es besser geworden ist? Die marokkanische Angelegenheit ist zu allseitiger Befriedigung erledigt worden; nach dem Grundsatz, zu dem wir uns von vorn herein bekannt haben: Weder Sieger noch Besiegte! Wir achten jedes legitime Recht, lassen aber auch unsern nicht schmälern. An der Spitze der französischen Regierung steht ein bedeutender Mann, der uns vielleicht nicht gerade liebt, dessen hohe Kultur und philosophische Bildung (suchen Sie mir bis morgen den Titel seines Märchendramas heraus) aber die Gewähr giebt, daß er nicht daran denken kann, das Unheil eines Weltkrieges heraufzubeschwören. Die erste Handlung seiner internationalen Politik, die Abstattung des Dankes für eine großherzige Willensregung unseres Kaisers, zeigt denn auch, daß wir von dieser Seite der peinlichsten Korrektheit gewiß sein dürfen. Das Selbe darf man, ohne Schönfärberei zu treiben, von England sagen. Das Verhältniß ist noch nicht ideal, gegen vorübergehende Trübung nicht gesichert; die Spannung hat aber nachgelassen. Der Besuch in Kronberg hat das herzliche Einvernehmen der beiden Monarchen gezeigt und grundlosem Gerede ein Ende gemacht. Die Eindrücke, die hervorragende Repräsentanten deutscher Städte aus dem Inselreich mitgebracht haben, der über alles Erwarten glanzvolle Empfang, der den namhaftesten Vertretern deutschen Schriftthumes drüben bereitet worden ist, der intime Verkehr, der sich zwischen dem englischen Kriegsminister und den höchsten Instanzen unserer Heeresverwaltung entwickelt hat: das Alles beweist, daß in den Völkern und ihren Führern das Bewußtsein der Blutsverwandtschaft mit neuer Kraft erwacht ist. Noch was?“

„Ein Wort über fortdauernde Verdächtigungen wäre wohl angebracht.“

„Richtig. Noch immer giebt es Leute, die uns die Schuld daran zuschreiben, daß ihre Suppe nicht schmeckt oder daß sie an Schlaflosigkeit leiden. Wir sollen in Egypten, in Tripolis anderen Nationen das Leben schwer machen. Wir sind am Ende auch dafür verantwortlich, daß die Weinernte zu wünschen übrig lieh, die Goldaktien schlecht stehen und das Geld knapp ist. Doch kann konstatiert werden, daß so thörichte Behauptungen nicht mehr so leicht Glauben finden wie noch vor einem Jahr. Das ist ein Erfolg unserer friedlichen, stetigen Politik, die alle Zweideutigkeit vermeidet und deren Loyalität nach und nach auf allen Seiten anerkannt werden muß. Worauf gründen sich also die ‚Besorgnisse‘, von denen die Interpellation spricht? Sind sie nicht vielleicht nur Residuen der Elektrizität, die in der Luft lag, nach der Entladung aber nicht mehr gefährlich ist? (Ein ganz wirkames Bild, scheint mir; wir wollen's uns merken.) Sta-

lien, Oesterreich, Frankreich, England; bleibt noch Rußland. Da ist das Verhältnis über jeden Zweifel erhaben. Rückblicke auf früher etwa vorgekommene Mißverständnisse liegen nicht im Interesse einer mit kraftvoller Mäßigung vorwärtstrebenden Politik; wir wollen sie Denen überlassen, die ins Häußchen lachen, wenn sie mit einem Schein von Recht das Schuldkonto ihres Vaterlandes belasten können. Heute sind die Beziehungen so gut, daß selbst der unfreundliche Kritiker nichts daran auszusetzen vermag. Ich habe Sowostski's Erklärungen. Auch über die Verhandlungen mit England, die sich natürlich nicht gegen uns richten, sondern eine Affekuranz gegen etwa im Fernen Osten auftauchende Gefahren schaffen sollen. Wir wären sehr unklug, wenn wir in jeder Verständigung fremder Nationen einen schwarzen Punkt am Himmel unserer Wünsche sähen. Nicht minder unklug freilich, wenn wir unsere Karten aufdeckten und den Mitspielern unsere Trümpfe zeigten. Es kann Situationen geben, in denen der leitende Staatsmann Angriffe hinnehmen, auch ohne hamletische Anwandlungen die Pfeile und Schleudern des wüthenden Geschickes erdulden muß, weil er die nationale Sache pflichtgemäß über seine Person stellt, lieber unfähig als indiskret gescholten sein will und deshalb nicht verrathen darf, unter welchen Verbungen er draußen zu wählen hat, während er in der Heimath hart getadelt wird. (Solche Andeutung, denke ich, wird sich gut machen.) Wir werden es mit Genugthuung begrüßen, wenn breite Schichten der Bevölkerung sich ernsthafter als bisher mit den internationalen Vorgängen beschäftigen. Nur dürfen die Wortführer dieser Schichten sich nicht darüber täuschen, daß wir, beim besten Willen, nicht immer im Stande sind, ihren durchaus begreiflichen Wissensdurst zu stillen und ihnen alle Thatsachen und Stimmungsmomente mitzutheilen, die uns bekannt sind. Barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli: an dieses in den Tristien beschriebene Schicksal muß unsereins sich für alle Fälle gewöhnen. . . . Bleibt nun noch ein wichtiger Punkt?

„Eigentlich nur noch die Anspielung auf das persönliche Regiment.“

„Versteht sich. Da ist das Glück ja gegeben. Jeder Deutsche hat das Recht, in Rede, Schrift und Bild seine Meinung frei zu äußern. Will man's nur dem Kaiser nicht gönnen? Soll er unfreier sein als der geringste Bürger? Wenn seine Meinung Manchen mißfällt: Anderen gehen wieder andere Ansichten gegen den Strich. Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.“ Daß da auf beiden Seiten noch Einiges zu wünschen bleibt, bestreite ich nicht. Für politische Entschlüsse ist der Reichskanzler verantwortlich. Er kann und will diese Verantwortung weder abwälzen noch theilen. An ihn soll man sich halten und sich nicht von Legendenbildungen verleiten lassen, in ihm ein wil-

lenloses Werkzeug zu sehen, eine Marionette, deren Bewegungen eine unsichtbare Hand leitet. Dieser Kanzler, von dem fromme Wünsche schon wie von einem abgethanen, nicht mehr arbeitsfähigen Mann sprachen, hat niemals um die Benefizien des Krankenrechtes gebeten, ist auch in der Zeit körperlicher Behinderung nicht müßig gewesen und steht unbefangenen Urtheil mit ruhiger Zuversicht entgegen. Er ersucht aber jeden Patrioten, auch dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. An allen Küsten, in allen Städten, die er besucht hat, ist der erhabene Repräsentant des Deutschen Reiches enthusiastisch begrüßt worden und noch klingt in unserem Ohr der stürmische Jubel nach, der ihn in München empfing. (Boutalès verdient für diese Leistung wirklich ein Exaltab. Ich hatte kaum zu hoffen gewagt, daß er so ohne Mißton fertig bringen würde.) An nationalen Feiertagen verstummt eben kleinliche Tadelsucht und das Volk lernt erkennen, daß Heilige nur im Himmel thronen, der Erdensinder höchstes Glück aber die Persönlichkeit ist; die wohl kein Verständiger unserem Kaiser absprechen wird. Und nach solchen Tagen neuer Verbrüderung von Süd und Nord sollen wir an eine tiefgehende Mißstimmung, an die Furcht vor Rückfällen in den Absolutismus glauben? Glauben, daß unsere Zustände schlechter sind als die anderer Länder? Blicken Sie doch um sich, meine Herren... Ach so. Na, ich denke, es geht. Ist schließlich auch im April 1904 gegangen, trotzdem der selige Reventlow so grob war und Herr von Oldenburg seinen Wißspaziren führte. Viel schlimmer wird's jezt wohl nicht".

*

Wahrscheinlich nicht viel schlimmer. Ich schreibe in der Nacht vor dem großen Tag, der den Vertretern des Volkes endlich wieder das edle Bild des Kanzlers zeigen soll. „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück.“ Da giebt's Gratulationen, werden Hände geschüttelt, weht Osterluft. Wenn die Durchlaucht den Kopf zurücklehnt oder nur über die Stirn streicht, fürchtet Jeder einen neuen Anfall. Glückwunsch, ängstliche Schonung: da sind der Kritik immerhin Grenzen gesetzt. Sehr schlau also, daß der Erstansdene die Interpellation (solche Sachen werden bei und von den erhaltenden Parteien ja nur auf Wunsch gemacht; wurden's auch unter Bismarck) für den Tag der Wiederkunft erbat. Erster Vortheil: Wiedersehensstimmung; den Mann, der im April zusammenbrach, wird kein Höflicher im November mit der Keule bedrohen. Zweiter Vortheil: die Verathung des Reichshaushaltes wird von vorn herein entgiftet und wirkt nicht mehr als Adventsensation. Sehr schlau auch, daß der Kanzler die Interpellation auf den Mittwoch legen und sich für den Donnerstag (weil er mit Mehrenthal konferiren muß) gleich ab-

melden ließ. Da kann man nicht sehen, wie lange er sur la sellette aushält. Parlamentsregie war stets seine starke Seite. Und diesmal kommt er vor dem Zulmond als Heiliger Nikolaus und überrascht Alles ringsum mit Geschenken. Bod ist tot, der böse Vertrag mit Lippelskirch Makulatur und für billigeres Fleisch wird geforgt. Mir fehlt der Sinn für solche Inszenierungen, die nach Augenblickeffekt haschen; artigen Kindlein gefallen sie aber. Ein Genesender, der das auf dem Wunschzettel vornan Stehende mitbringt, braucht nicht um Haupt und Leben zu bangen; ist auf seine Art, wie in besseren Tagen das Deutsche Reich, doppelt affektiert. Was er sagen wird, weiß ich nicht. Vielleicht glaubt er sich genöthigt (oder ist's durch äußeren Zwang), mit einer neuen Tonart zu debutiren. Ich weiß nur, wie er reden müßte, wenn er noch mit der alten Walze arbeitet (die zwar ein Bißchen abgeleiert ist, in der Akustik des Reichstages aber noch wirken kann). Weiß ungefähr auch, was ihm geantwortet werden müßte; auf jede, auch auf eine neumodische Rede. Die Frage nach dem Erfolg dieser Rede dünkt mich eine der gleichgiltigsten, die zu erdenken wären. Noch ein Applaus, noch ein paar „stürmische Heiterkeiten“: Das rettet den Freund nicht mehr. Warten wir ab. Und betrachten, ehe der Vorhang aufgezogen wird, mit unseres Geistes Auge das Personal, das auf der Bühne agiren oder hinter den bemalten Leinwänden für Beleuchtung und Ventilation sorgen soll.

Herr von Boddielski darf nicht mehr mitspielen. Ob er blieb oder ging, war zuerst und zuletzt eine Nervenfrage. Wenn er tanli gewesen wäre, seine Sache selbst in den Parlamenten zu vertreten, hätte der König ihn jetzt nicht weggeschickt. Das weiß der Hof; der auch das Wort gehört hat: „Bilow fürchtet für seine Stellung“. Aber auch hinter Fettpolstern können Nerven erlahmen; und was über den Hundejungenärger des Altags so weit hinaus geht, kann einem an der Galle Leidenden gefährlich werden. Der Mann ist niedergeheßt worden. Er mußte vom Platz weichen, weil er nicht die Widerstandskraft hatte, die seiner Fassade zuzutrauen war. Kein Vertheidiger konnte ihn retten, wenn er nicht persönlich erschien. Ich habe Grund, zu glauben, daß er, bevor er den Abschied erhielt, noch einmal gefragt worden ist, ob er in absehbarer Zeit kräftig genug sein werde, um am Bundesrathstisch pro domo sua zu reden. Nein. Dann mußte geschieden sein. Kam all das dumme Zeug, das wir über den Entlassenen lasen, aus der Schwarzen Küche der Wilhelmstraße? Da die Leute, die es uns vorsehten, täglich dorthin pilgern und mit gefülltem Löffchen heimkehren, müßte mans eigentlich annehmen. Klang nur gar zu absurd. Der rathenower Husar soll Jahre lang mächtiger als der Kanzler gewesen sein, der Infigator wichtiger Entschlüsse, des Kaisers Liebling und deshalb äußerst schwer

zu entwurzeln. In dem Ueerede ist kein wahres Wort. Poddbielski war froh, wenn er mit seinen Amtsgeschäften fertig war, kümmerte sich nicht um die Nachbarschaft und hatte nie den Ehrgeiz, in die hohe Politik überzugreifen. Den Kaiser sah er kaum noch viel öfter als andere Minister, viel seltener als der Kanzler; und galt ihm niemals als seriöser Berather. Der Kaiser ließ sich gern von ihm saftige Anekdoten erzählen, spielte gern mit ihm einen Skat, schätzte auch wohl seinen robusten Menschenverstand, behandelte ihn aber nicht anders als einen Landhollmann, an den die Reihe erst kommt, wenn die ernstere Arbeit erledigt ist. War mit ihm nicht einmal so intim wie mit dem Admiral (dem er selbst das Oranienband des Schwarzen Adlers um die Brust gelegt hat) und hatte längst von ihm gesagt: „Der Dicke hat sich auch schon seine Matratze gestopft.“ Nur die Noth des Schimpfes, der ihn verfolgte, hat den Kavalleristen dann im Sattel gehalten. Diesem Troß wollte ihn Wilhelm nicht opfern. War wüthend, als er sich getadelt sah, weil er solchen Gast zur Taufe des Enkels geladen habe. Und mußte ihn doch, mit den Brillanten zum Großkreuz des Rothen Adlerordens, ziehen lassen. Ob ers Dem je vergessen wird, dessen Taktikerkunst ihn dazu zwang? Der arme Victor, der in mancher Schlacht Sieger geblieben war, ist in jede Falle getappt und hat bewiesen, daß er im Getümmel, gegen eine Uebermacht, sich nicht eine Stunde zu behaupten vermag. Als man seine Schwachheit erkannt hatte, wars um ihn geschehen. Nie ist ein Minister, nie nur ein Schuhmann in Preußen öffentlich so geschmäht worden. Kein Offizieller regte, kein Offiziöser rührte sich. Während er sich in Schmerzen krümmte, hieß es, seine Krankheit sei nur der übliche Vorwand. Als er schon am Boden lag, wühlte man ihm den Kopf in den Koth. Und rief dann, für den Reichstag sei er zu schmutzig.

Ich bin nicht Landwirth, verdiene an Lebensmittelzöllen keinen Heller: und will gerade darum jetzt für den überwundenen Mann zeugen. Er hat mehr als einmal Tadel verdient; der blieb ihm auch hier nicht erspart. Doch er war ein ganzer Keil und konnte sich, mit all seinen Mängeln, im Kreis der Korrekten sehen lassen. In Sachen Lippelskirch hat er mit höchster und allerhöchster Genehmigung gehandelt. Daß er an dem Geschäft theilhaftig war, wußte Jeder; und daß ers nicht aufgeben werde, als endlich nach Jahren daran verdient wurde, konnte ein Kind an den Knöpfen abzählen. Den Bedenken, die dagegen sprechen, habe ich früher als Andere (vor sechs Jahren schon) Ausdruck gegeben. Aber er hatte die Bedingung gestellt und durchgesetzt, den Geschäftsantheil im Interesse seiner Kinder behalten zu dürfen: war also durch die Zustimmung des Kaisers und Kanzlers gedeckt. Daß er dann seine Frau vorschob, statt sich von

einem pfliffigen Anwalt einen Larnhelm aufsfülpen zu lassen, zeigt eine Naivetät, die nur als mildernder Umstand angeführt werden kann. Die Gleichtheuerung (unter der ja nicht Deutschland allein leidet) ist Reichsangelegenheit. Auch in Preußen hat der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten nicht für billige Volksernährung zu sorgen, sondern zunächst für das Interesse des Gewerbes, das er im Staatsministerium vertritt. In jedem großen Unternehmen kommts vor, daß die Kollegen zu einem Abtheilungschef sagen: „Du denkst an Deinen Geschäftsbezirk und wir begreifen, daß Du Dich gegen jede Aenderung der Preispolitik sträubst; uns aber zwingt ein höheres Gesellschaftsinteresse, Dich zu majorisiren.“ So mußte es auch in Preußen gemacht werden. Die Initiative zur Verbilligung des Fleisches war nicht von Poddbielski zu erwarten, sondern vom Staatsministerium, das den Agrarier jeden Tag überstimmen konnte; und für Handeln und Unterlassen des Staatsministeriums ist der Präsident verantwortlich. Ist im Reich aber Tuppelöflich, weil ein Minister Theilhaber war, begünstigt worden, dann hängt die Schuld abermals nicht an Poddbielski, sondern an Stuebel, Ohnesorg & Co. Was bleibt von der Anklage? Die Thatfache, daß dem fidelem Reiter das sichere Taktgefühl fehlte; das hätte ihm gerathen, als Wahrer der Staatshoheit auch nach eingeholter Erlaubniß nicht an Armeelieferungen theilhaftig zu bleiben. Und darum Räuber und Mörder? Nach dem Urtheil der selben Leute, die Herrn von Voetticher durch den strahlenden Handel nicht belastet fanden und vergnügt nickten, als Herr Ballin dem Sohn eines Reichskanzlers eine Pfürnde zuschanzte? Kein Wort der Anerkennung dem Mann, der für die Reichspost und für die preußische Landwirthschaft wirklich Tüchtiges geleistet und in beiden Aemtern bewiesen hat, daß General von Voigts Rhet den jungen Zietenhusaren nicht überschätzte, als er ihm Energie, Unermüdllichkeit und praktisches Genie zusprach? Die Frage, ob ein Minister oder Staatssekretär seine Sache verstanden hat, scheint heute nicht mehr als beträchtlich zu gelten. Durchlaucht Kalkhas weiß wohl, warum.

Poddbielski wäre vor einem Jahr, vor zwei Jahren, als Tuppelöflich grob zu verdienen anfang, aus dem Amt oder aus der Firma geschieden, wenn Bülow ihn auf die Inkompatibilität beider Bethältigungarten hingewiesen hätte. Poddbielski wäre nicht im Stande gewesen, auch nur drei Tage lang Ausnahmetarife und Einfuhrerleichterungen für Vieh und Fleisch zu hindern, wenn Bülow eine dahin zielende Instruktion der preußischen Stimmen herbeigeführt und diese Maßregeln im Bundesrath vorgeschlagen hätte. Beides ist nicht geschehen. Der Reichskanzler und Ministerpräsident hat den Husaren von der anderen Couleur, trotzdem er ihn als Menschen kaum kannte, öffentlich seinen „verehrten Freund“ genannt; ihm die zärtlichsten Briefe geschrieben,

noch in diesem Sommer; noch in diesem Herbst vor Zeugen sich für solidarisch mit dem Gescholtenen erklärt. Das kann er nicht leugnen; wirds auch nicht. Wozu? Er ist an Poddbielski's Sturz ja unschuldig; aird ihn nächstens vielleicht mannhafte verteidigen. Er hat auch Riquel und Holstein nicht aus dem Amt gebracht; dem Abgeordneten Baasche nicht das Staatssekretariat der Kolonien versprochen; von Buttler nicht gesagt, er sei der beste Gouverneur und müsse, wenn die Untersuchung nicht etwa Gravirendes ans Licht fördere, trotz der Weiberge-schichte wieder hinausgeschickt werden. Keiner wirfts ihm ja vor. Riquel war, die Herren von Holstein und Poddbielski sind fest überzeugt, daß der Kanzler für sie gefochten hat, so lange es irgend ging. Vielleicht glaubens auch der Geheimrath und der Gouverneur. Und die annoch aktiven Kollegen der Durchlaucht hegen offenbar nicht den leisesten Zweifel; sonst würden sie in solcher Gesellschaft nicht weiterarbeiten. Fazit: Der Kanzler wird als Sieger gefeiert, hat gegen den verehrten Freund aber nicht den Finger gerührt; wollte sogar mit ihm stehen und fallen. Poddbielski muß auf den Schwarzen Adler warten, bis die Parlamente ihn nicht mehr allzu arg zausen können. Die Carnivorenwünsche werden erfüllt; und da ein Agrarier natürlich nicht mit diesem Schritt ins ministerielle Leben treten will, muß Herr von Bethmann-Hollweg, dem Pod nicht einmal die Ernennung eines Landrathes abzurufen vermochte, zum Riesenressort des Inneren einstweilen, mit Conrads Hilfe, auch noch das der Landwirthschaft auf sich nehmen. Das Alles konnte im Juli, konnte spätestens im September beschloffen werden. Wird aber am Abend vor der ersten Reichstags-sitzung bekannt. Wer diese Politik nicht ungemein sachlich, würdig und muthig findet, hat von preußischer Tradition und deutscher Redlichkeit keine Ahnung.

Der rathenower Husar liegt stöhnend im Siechbett. Hat der bonner Husar, der Sieger, der nicht gesiegt haben will, beide Füße noch sicher im Bügel? Wer ihn unter vier Augen fragte, bekäme wohl ein hübsches Citat zur Antwort. Hier ist auch eins, aus dem geliebten Horaz: *Post equitem sedet atra cura*. Sorge um die Gesundheit. Schlaganfall oder Gehirnblutung: was ihn im April niederwarf, war nicht eine von den Attaquen, die spurlos vorübergehen. Hundert Augen haben gesehen, daß er nicht eine Minute ohnmächtig war; und nach allem Jubelgetreisch über die wiederhergestellte Kerngesund-heit des Kanzlers hat mancher Besucher das Bulletin gebracht: Aussehen gut, im Wesen aber weicher als vorher und schnell ermüdet. Sorge um das Amt. Gilt er nicht schon als abgethaner Mann? Langt die Gier legitimer und illegitimer Erben nicht schon nach seinem Ehrenkleid? Vor sieben Monaten wurde ihm hier gerathen, zu gehen. „Hellere Tage sind kaum noch zu hoffen. In großen Zeitungen hat über das Verhältniß zum Kaiser Allerlei gestanden,

was wie das Echo eines Stöhnens klang und, trotz der officiösen Korrektur, zur günstigen Stunde die erwünschte Wirkung nicht verfehlen wird. Am Hof hat der Hochgestiegene mächtige Gegner und die Gruppe, die ihm einst den Weg ebnete, nennt ihn längst undankbar, weil er sie für eine Weile in die Zin-
sterniß gebracht hat. Geht er jetzt, so rettet er den Gesundheitstrost und den Rim-
bus. Kann, als Fürst und Millionär, mit der geliebten Frau leben, was ihm
beliebt. Reiten, Golf spielen, die Polster ablegen, nur mit den Menschen, Bild-
werken und Büchern verkehren, die ihm gefallen. Geht er jetzt, dann kündet
die Legende späten Enkeln noch seinen Ruhm. Nach ein paar Jahren könnte
ein minder günstiges Urtheil gefällt werden*. (Wirds, leis oder laut, nicht
schon heute gefällt?) Fürst Bülow ist geblieben. Hat sich an dem Bahn ge-
röstet, die Sache wolle es. Sich für den besten verfügbaren Mann gehalten;
den Einzigen, der Gefährliches hindern könne. Ist geblieben, trotzdem in der
Zeit seiner Ohnmacht Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürst zu Eulen-
burg und Hertefeld den Schwarzen Adler erhalten hatte.

Sein Gönner und Schutzpatron einst; nun sein Todfeind. Aus Chlod-
wigs Tagebuch wissen wir, daß der Gedanke, Herrn Bernhard von Bülow
als Botschafter in das Rom Crispis und Blancs zu schicken, von Holstein
stammte. An der Ausführung des Planes hat, außer Donna Laura Minghetti,
auch Phili mitgewirkt. Woran nicht? An ihn wandte sich Jeder, der einen
Entschluß des Kaisers erwirken oder hindern wollte. Erst sein (münchener)
Bericht, der einem Angstruf gleich, bestimmte den Kaiser, den Schulgesetzent-
wurf des Grafen Zedlitz zu verwerfen. Er hat die Trennung von Bismarck em-
pfohlen, Caprivi und Marschall gestützt, später den Grafen Botho Eulen-
burg fürs Kanzleramt kandidirt; und mit Hohnlohe immer doch die nöthige
Fühlung behalten. Als in den ersten Wochen des Jahres 1893 Freiherr von
Marschall daran dachte, im Reichsamt des Inneren Voettichens Nachfolger zu
werden, wollten Holstein und Kiderlen ihren Phili an die Spitze des Auswär-
tigen bringen. Das paßte ihm nicht. Er lief zu Chlodwig und sagte: „Ich habe
zu wenig Ehrgeiz und zu wenig Freude an den Exigenzen dieser Stellung. Auch
kann mein Verhältniß zum Kaiser durch den steten persönlichen Verkehr und die
Vorträge gestört werden; gerade dieses freundliche Verhältniß ist aber sehr wich-
tig und dem Kaiser nützlich. Ich verlange nie Etwas vom Kaiser und gebe ihm
nur ehrliche Rathschläge; in dieser vermittelnden Stellung kann ich mehr nützen
als im Aufwärtigen Amt.“ Chlodwig solle Holstein drum von dem Plan, den
münchener Gesandten vorzuschlagen, abbringen. Als Marschall dann wirklich
ging, hatte Phili (der inzwischen nach Wien befördert worden war) selbst schon
Bülow für die Nachfolge empfohlen. Der sehnte sich auch nicht in das un-

danfbare Amt und beschwor den Skalden, ihn aus dem Spiel zu lassen. Frau von Bülow fuhr nach Wien; auch ihr Charme versagte. „Wir fühlen uns in Rom wohl und möchten um keinen Preis schon jetzt nach Berlin“. „Es muß sein“. „Und warum entschließen Sie sich nicht selbst, das Amt anzunehmen?“ „Ich, verehrte Freundin, will lieber Könige machen als König sein.“

So ist's geblieben. Bernhard mußte an die Rampe; Philii hielt sich in der Coullisse. Hielt sich als Botschafter nicht mehr lange. Die Kunstgeheimnisse der Diplomatie waren ihm schon im Examen verhängnißvoll geworden. In Wien hatte er, der, mit einer häuslichen, nach österreichischen sociéte-Vergriffen nicht repräsentativen Frau, auf Sparsamkeit angewiesen war, eigentlich nur im Hause Metternich einen Rückhalt. Und seine Berichte nahmen nach und nach Formen an, über die selbst der kaiserliche Freund den Kopfschüttelte. Wohin sollte die Reise gehen? Nur erfinderiſche Balkandiplomaten hatten bisher zu so neuen Ufern ihr neues Köhnhchen gesteuert. Als politischer Mitarbeiter also auch vor dem Auge des Monarchen unbrauchbar; ab nach Liebenberg in den Ruhestand. Jahre lang war kein wichtiger Posten ohne seine Mitwirkung besetzt worden; hatte er staunend schon das Schwärmerauge gen Himmel gehoben, wenn ein Gesandter vorgeschlagen wurde, nach dem er nicht gefragt worden war. Ueberall fand der Spürblick sein Händchen. Wer Etwas wollte oder nicht wollte, wandte sich an ihn. Er hat den Kaiser dem Grafen Hensel verlobnt, über dessen Haus Jahre lang die Aecht verhängt gewesen war und der nun Fürst Donnerstmark wurde. Er hat mit dem klugen Guido und dessen Busenfreund Waldersee die Geschäfte besprochen. Und von dem wiener Rothschild ungefähr ein Millionchen geerbt. Dann schien sein Stern zu erbleichen. Sein Günstling Bülow sah fest auf dem Platz an der Sonne; war Graf, Kanzler, Fürst, nebenbei auch Millionenerbe geworden; hatte sich als Manager bewährt und in seine fähle Seelenhülle, neben anderer guten Lehre, Vofas weisen Spruch aufgenommen, daß man in Monarchien nur sich selbst lieben darf. Behandelte Philii (der auch mit Holstein nun innig verfeindet war), wie er, vorher und nachher, jeden politisch unbecuemen Helfer behandelt hat. Schien auch mit ihm fertig zu werden. Als er im Reichstag rief, der Kaiser sei kein Philister, rühmten die Intimen den witzigen Doppelsinn des Saged. Doch der Romantiker kam aus dem Exil zurück, wurde wieder eingeladen, ans Nordkap mitgenommen, besucht; und der eventant konnte dem Kanzler gefährlich werden. Er hat für all seine Freunde gesorgt. Ein Nolke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschitschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Barmbüler hofft man auch noch ein warmes Gäßchen zu finden. Lauter gute Menschen. Musikalisch, poetisch, spiritistisch;

so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit. Das Alles wäre ihre Privatangelegenheit, wenn sie nicht zur engsten Tafelrunde des Kaisers gehörten und (ich habe noch lange nicht alle Affiliirten aufgezählt) von sichtbaren oder unsichtbaren Stellen aus Fäden spinnen, die dem Deutschen Reich die Athmung erschweren. Daß ein Deutscher Kaiser Alles selbst regeln möchte, kann schon bedenklich stimmen; wird er, mit einem zu dramatischer Entladung hinneigenden Temperament, von einem ungesunden Spätromantiker und Geisterseher bevathen, dann wäre, selbst bei genialer Begabung, nur eine Politik à la Victor Hugo denkbar; bei ansehnlichen Talenten eine à la Boucharly, Sue oder D'Ennery. Solche Entwicklung wäre ein unabsehbares Unglück für das Reich und für die Monarchie und muß deshalb mit allen erreichbaren Mitteln verhindert werden. Heute weise ich offen auf Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld, Grafen von Sandels, als auf den Mann, der mit unermüdlischem Eifer Wilhelm dem Zweiten zugerant hat und heute noch zuraunt, er sei berufen, allein zu regiren, und dürfe, als unvergleichlich Begnadeter, nur von dem Wolfensitz, von dessen Höhe herab ihm die Krone verliehen ward, Licht und Beistand erhoffen, erflehen; nur ihm sich verantwortlich fühlen. Das unheilvolle Wirken dieses Mannes soll wenigstens nicht im Dunkel fortwähren. Seine letzte Poetenleistung war ein mit dem Bilde des schwarzen Preußenaars gezieres Prachtwerk, das den Kaiser verherrlicht und für fünftausend Mark zu kaufen ist. Danach (gewiß nicht, wie die Getreusten, um die Verleihung harmlos erscheinen zu lassen, sagten, dafür) hat er den Hohen Orden vom Schwarzen Adler erhalten. Sein letzter Personalersolg heißt Tschirskij. Es sei sein letzter.

... „Was gegen Philigeschrieben wird, nützt nur dem Kanzler.“ Wem Wahrheit, die, ehe es zu spät wird, ausgesprochen werden muß, nützt oder schadet: darf der gewissenhafte Politiker danach fragen? Den Kanzler zu ernennen und zu entlassen, ist des Kaisers Recht; unbestreitbares. Der Reichstag muß sich die Einwirkung auf diesen wichtigsten Entschluß erst erobern. Ob er dazu stark, klug, tapfer genug ist, wird der vierzehnte Novembertag uns lehren. Ist es nicht, so bleibt Fürst Bülow höfischem Schicksal (und der Voraussicht seines Arztes) überlassen; kann über Nacht fallen oder, mit seinem geschickten Prehkonfonsortium, noch Jahre lang weiterwirthschaften. Mir scheint er unzulänglich; ein Botschafter, nicht ein Staatsmann. Noch gefährlicher aber ein Kanzler, den Fürst Philipp Eulenburg unter seinem Schwarmjähnlein ausgesucht hat.



Fragen an die Meteorologen.

Auf Spaziergängen in den Dörfern südlich von Konstanz traf ich im Sommer 1879 oft die kleinen Burschen, die dem Ortsvorsteher die Wetteransage brachten. Wenn Preußen erst in diesem Sommer einen öffentlichen Wetterdienst eingerichtet hat, so werden die Sozialdemokraten dieses späte Nachhinken wohl aus der Rückständigkeit unserer Monarchie erklären. Ich meine jedoch, unsere Behörden mögen es deshalb nicht eilig gehabt haben, weil der Nutzen der Einrichtung gering ist. Unbeständigkeit ist in Mitteleuropa die Regel; darum trifft die Prognose: „Stellenweise Regen“ am Sichersten zu. *Über das Vorkommen von Regen, wenn er nicht, wie die Meteorologen morgen hauen will, zu diesen Stellen gehört?* Auch gestehen die Meteorologen von Fach (wie der Oberst z. D. Ritsch in seiner Schrift „Die Vorherbestimmung des Wetters“), daß die Prognose, wenn sie einigermaßen zuverlässig sein soll, für jeden einzelnen Ort mit Hilfe des Barometers, Thermometers, Hygrometers, der Beobachtung der Wolkenbildung und Windrichtung rektifizirt werden muß und daß erfahrene alte Landwirthe mit ihren Schlüssen aus den Wetterzeichen ungefähr den selben Grad von Sicherheit erreichen wie die wissenschaftliche Prognose.

Und während der praktische Nutzen dieser Prognose sehr gering ist, scheint mir für die Wissenschaft in der Theorie, auf der sie beruht, eine gewisse Gefahr zu liegen. Zu keinem anderen Ergebnis der modernen Physik würde ich mir eine kritische Glosse erlauben; aber wenn sie sich mit der Wetterhege einläßt, dann darf auch sie, die exakte, unfehlbare, göttliche, ohne Erröthen bekennen: Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin. Das Fallen des Barometers in regenschwangerer Luft und bei Sturm habe ich mir früher aus den beiden Umständen erklärt, daß Wasserdampf leichter ist als trodene atmosphärische Luft und daß der Druck, den ein Körper auf seine Unterlage ausübt, bei gleitender Bewegung um den Horizontalschub vermindert wird. Die heutige Physik erklärt das Minimum und seinen Zusammenhang mit schlechtem Wetter anders. „Die in ein barometrisches Minimum von außen einströmende Luft bildet über der Stelle geringen Druckes einen aufsteigenden Strom. In Folge des Verrichtens mechanischer Arbeit unter Wärmeverbrauch wird die Luft kühler und dieser Abkühlung entspricht Kondensation, also zunächst Trübung, dann Nebel- und Wolkenbildung, endlich Regen.“ Im Maximum verläuft die Sache umgekehrt. Fern sei es von mir, die Richtigkeit dieser Beschreibung anzuzweifeln. Wohl aber erlaube ich mir, zu vermuthen, daß der beschriebene Vorgang nur das Schlußglied einer längeren Ursachenkette ist, die zugleich den niedrigen Barometerstand selbst verschuldet. Die Ursache für diesen, die Höfler (dem ich die citirten Sätze entnehme) dafür angiebt, scheint mir noch

nicht die letzte zu sein. Die allgemeinsten Ursachen der immerwährenden Luftbewegung und der Niederschläge sind bekannt; auch, warum unsere Zone die Zone der veränderlichen Niederschläge ist: weil nämlich die Wanderung der Sonne von einer Halbkugel auf die andere innerhalb des Jahres eine zweimalige gewaltige Umschichtung des Luftmeeres bewirkt. Und in West- und Mitteleuropa wiederum ist das Wetter wechselvoller als weiter östlich, weil die allgemeinen Ursachen durch eine Menge lokaler komplizirt werden, die aus der vertikalen und horizontalen Vielgestaltigkeit unseres Erdtheiles und aus der vielfachen Mischung von Land und Wasser hervorgehen. Die Grundursache eines allgemeinen mitteleuropäischen Regens im Sommer ist also ohne Zweifel der Umstand, daß die Sonnenwärme, die in unserem heimischen Naturofen produziert wird, nicht bei uns bleibt, sondern nach Nordwesten abfließt, dort für einen großen Schmelzungs- und Verdunstungsprozeß verwandt wird, und daß das Produkt dieses Prozesses, der Wasserdampf, und zwar ein Dampf von sehr niedriger Temperatur, bei uns einströmt, womit der Kreislauf, in den Sonne und Eis den Luftstrom versehen, geschlossen wird. Daß dabei ein barometrisches Minimum entsteht, ist ja beachtenswerth, weil dieses Minimum die hier beschriebene Bewegung der Luftmasse anzeigt; aber es scheint doch bedenklich, dieses Symptom so ausschließlich zu betonen, weil Das dazu verleiten kann, das Symptom für die Ursache des schlechten Wetters zu halten und darüber die eigentliche Ursache aus dem Gesicht zu verlieren.

Daß an unseren regnerischen und kühlen Sommern Eisberge schuld sein mögen, die im Atlantischen Ozean weit nach Süden schwimmen, ist seit vielen Jahren oft vermuthet worden. Klar ist ja auch, daß es auf ein paar hundert Meilen südwärts nicht warm und trocken werden kann, wenn die hier produzierte Sonnenwärme von kubikmeilengroßen Eismassen absorbirt wird. Doch wird unser Wetter nicht ausschließlich im Atlantischen Ozean gebraut. Wir bekommen auch aus Süden und Osten Luftwellen. Ein Meteorologe hat Das jüngst in einer Zeitung bestritten; und es mag sein, daß der Ausdruck „Welle“ nicht physikalisch korrekt ist. Aber gegen die Wendung: „Warme Luft wird uns zugeführt“ wird doch so wenig einzuwenden sein wie gegen den Ausdruck, daß kalte einströmt, wenn im Sommer ein kalter Wind weht. Gewiß wird die Sommerwärme an Ort und Stelle bei uns produziert, wie dieser Meteorologe sagt, aber doch nicht die Hundstagshitze, die wir manchmal Ende September und Anfang Oktober haben, und noch weniger die bei uns so häufige Januarwärme. Könnte nun nicht (Das ist, worüber ich einen Fachmann vernehmen möchte) zwar nicht das Wetter des nächsten Tages mit Bestimmtheit prophezeit, wohl aber das einer längeren Periode mit großer Wahrscheinlichkeit vorausvermuthet werden, wenn wir von Zeit zu Zeit nicht allein über die im engeren Sinn so genannten meteorologischen Thatfachen eines

möglichst großen Beobachtungsgebietes unterrichtet würden, sondern auch über die Zustände der Meere und der Festländer, die das Luftmeer durch Abgabe oder Entziehung von Wärme und Feuchtigkeit beeinflussen? Also über die Eisverhältnisse der Europa im engeren und im weiteren Umkreis umspülenden Meere, die Mächtigkeit, die Ausdehnung und die Temperatur der Eismassen in Osteuropa und in dem nördlichen Westasien, die Bodentemperatur dieser Länder? Afrika brauchte wohl nicht in das Beobachtungsgebiet einbezogen zu werden, weil bei der Gleichmäßigkeit seines Klimas die Wärmemenge, die es uns spendet, als eine konstante Größe angesehen werden darf.

Vielleicht würde es sogar möglich sein, auf diesem Wege in jedem Frühjahr den Charakter des Sommers vorauszubestimmen. Wir haben viererlei Haupttypen von Sommern.

1. Trockene Hitze von Anfang bis zu Ende. Ein solcher Sommer war der von 1858. Die trockene Hitze folgte im Frühling unmittelbar auf die trockene Kälte des sehr harten Winters und hielt bis Ende September an. Im August war kaum noch ein Grasshalmchen zu sehen und die Felder wimmelten von Mäusen. In Ländern mit Kontinentalklima sind solche Sommer und Winter die Regel; bei uns zum Glück seltene Ausnahme. So harte Winter, wie einige in den vierziger und fünfziger Jahren gewesen sind, dann wieder die von 1869 bis 1870 und 1870 bis 1871 mit andauernder Kälte von 20° R und darüber, haben wir in den letzten Jahrzehnten nicht mehr gehabt; der letzte, dessen ich mich entsinnen kann, war der von 1874 bis 1875.

2. Regen vom Anfang bis zum Ende, bei entsprechend niedriger Temperatur natürlich. In einem Sommer der fünfziger Jahre (es wird der von 1854 gewesen sein, beim Hochwasser von 1903 haben die Meteorologen an ihn erinnert) hat es vom Juli an bis Ende September fast ununterbrochen geregnet und ist, in Schlesien wenigstens, die ganze Ernte fast vollständig vernichtet worden. Solche Sommer sind zu unserem Glück noch seltener als die ganz trockenen.

3. Die häufigste Sorte ist die der gemischten Sommer. Schon gleich im Frühling bemerkt man, wie täglich zwei Luftströme mit einander kämpfen. Gewinnt der warme einmal die Oberhand, so kündigt nach einigen Stunden ein Gewitter den neuen Anmarsch des Feindes an; und dann folgen wieder drei Regentage. Ich pflege solche Sommer Medardesommer zu nennen nach der bekannten Bauernregel, die man in der Form gelten lassen kann: Wenn Anfang Juni das Gleichgewicht im Luftmeer noch nicht hergestellt ist, dann hat die Sonne gewöhnlich bis in den September mit dem Regenwind zu kämpfen. Solche Veränderlichkeit läßt natürlich eine Fülle mehr interessanter als angenehmer Variationen zu. Manchmal weht vom März bis Ende Mai (nicht nur an den drei oder vier Tagen der Eisheiligen) ein schneidender

trockener Frostwind, der die Sonnenenergie im wörtlichsten Sinne des Wortes kalt stellt. Manchmal ist der ganze Sommer so gleichmäßig kühl, daß man fast gar keine Sommerwärme zu spüren bekommt. Das war 1902 der Fall. Im Juli zeigte das Thermometer morgens gewöhnlich 9, mittags 12° R. Stieg die Temperatur über 14: flugs war das Gewitter oder ein Regenguß ohne Gewitter da. Dabei war dieser Sommer nicht eigentlich heiß zu nennen; das Charakteristische war nicht die Menge der Niederschläge, sondern die niedrige Temperatur. In solchen Sommern pflegen die Zeitungswissen Hypothesen über den Zusammenhang des Wetters mit den Sonnenflecken aufzustellen. Das ist natürlich schon deshalb Unsinn, weil eine Verminderung der Wärmemenge des über unserem Vischen Europa schwimmenden Luftmeeres, wenn sie nachgewiesen wäre, noch lange nicht eine Temperaturabnahme für die ganze Erdatmosphäre bedeuten würde. Dazu kommt aber in Beziehung auf die letzten Jahre noch, daß die Meteorologen wahrscheinlich auch für Europa eher eine Erhöhung als eine Abnahme der Jahrestemperatur herausgerechnet haben, weil die Sommerkühle von der Winterwärme mehr als aufgewogen worden ist. Waren die Sommer keine Sommer, so waren dafür auch die Winter keine Winter. Im Januar 1899 und 1900 hatten wir um Mittag oft + 12° R. Nicht eine Temperaturabnahme hat also diese Jahre ausgezeichnet, auch nicht eine übermäßige Menge von Niederschlägen (sie waren sogar sehr schneearm), sondern das gänzliche Ausbleiben starker Temperaturgegensätze, die Annäherung der Januar-temperatur an die Julitemperatur.

4. Ideale Sommer. Schöne Tage und milde, erfrischende Nachregen; gleichmäßige Wärme, die durch periodische Abkühlungen erträglich gemacht wird. Solche Sommer sind fast so selten wie die ganz trocken-heißen. Der diesjährige ist beinahe ideal verlaufen: nach drei, vier Tagen immer ein erfrischender Regen oder eine mehrere Tage anhaltende Kühle; nur waren die Abkühlungen beim Uebergang vom April zum Mai und vom Mai zum Juni etwas zu stark und im August drohte das Wetter in den Typus Nummer Drei umzuschlagen. Einen anderen als diesen verdient übrigens der Deutsche gar nicht; denn haben wir einmal drei Tage lang schönes Wetter, so jammern alle Zeitungen über die unerträgliche Hitze. Es mag ja sein, daß die heutige, vielfach ungewöhnliche Wohn- und Lebensweise dem Großstädter eine ordentliche Sommerwärme unerträglich macht.

Da jede Wetterkonstellation mit Nothwendigkeit aus der ihr vorausgehenden gebildet wird, so muß es ein ganz bestimmter Zustand der Wärme abgebenden und Wärme konsumirenden Wasser- oder Eis- und Erdmassen in der näheren und weiteren Umgebung Europas sein, der jeden dieser vier Typen schafft; und auf die Ermittlung dieses Zustandes hätte also, scheint mir, die Meteorologie ihre Aufmerksamkeit zu richten. Um noch einmal auf

die Prognosen zurückzukommen, so besteht der heutige Fortschritt gegen früher darin, daß wir durch die Einrichtung Meteorologischer Stationen und durch die Telegraphie täglich über das Wetter eines ziemlich großen Gebietes unterrichtet werden. Statt: „Ein Hoch lagert über Mitteleuropa“, könnte ruhig stehen (und steht auch manchmal): „Ganz Mitteleuropa hat schönes Wetter“. Und wenn Das der Fall ist, wenn also in unserem ganzen Gebiet das Luftmeer zur Ruhe gekommen ist, die Sonne ungestört ihres Amtes waltet und vorläufig bis auf weite Fernen hin kein Feind mehr droht, dann darf auch jeder einzelne Ort innerhalb dieses Gebietes, mag er nun Berlin oder Posomudel heißen, für sich auf die Fortdauer des guten Wetters rechnen.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Der Verföhrer.

Nach weiß nicht mehr, wie mein Leben war,
 Bevor ich die Frauen kannte.
 Ich weiß nur: ein dunkles Leben war
 In meinem Blute, wenn ich zur Nacht,
 Aus einem lockenden Traum erwacht,
 Die Dinge mit fremdem Namen nannte.
 Da warf ich mein Fieber in Bücher und Bild,
 Bis sie mir ganz gehörten,
 Durch die Gassen stürmte ich wild
 Und in die dunkelnden Gärten.
 Alle Dinge, die ich berührte,
 Schienen mir Räthsel und raunende Worte,
 Ich fühlte vor mir die offene Pforte
 Und war doch zu zag,
 Die Andern zu fragen, wohin sie mich führte.

Und wußte es endlich an einem Tag!

Kaum sinn' ich sie, die doch die Erste war,
 Von der mir die wilde Erkenntniß kam.
 Mir ist nur, als ob ihr gelöstes Haar
 Mich manchmal wie flüsternder Duft umwehte
 Und ihre sterbende Mädchenscham
 Noch einmal in meine Augen sah.
 Doch ich nahm
 Sie hart, wie Thiere ihr Opfer packen,

Nahn sie in trotziger Knabenart,
Da, durch den Schleier der Wollust sah
Ich glühend nah
Ihr Auge in eigenem Lichte flackern.

Dieser seltsame Blick!
Von Haß und Qual ein brennender Stoß
Und doch namenlos
Glänzend von einem quellenden Glück.
Tiefster Traum dem Troste gepaart,
Als zitterten diese gierigen Augen,
Mit ihrem Haße mich in sich zu saugen,
Als ob das Feuer, das roth sie durchrollte,
Mich ganz in den Flammen vernichten wollte.

Und ein wildes Verlangen hat mich gejagt,
In allen Frauen
Ewig nur mehr diesen Blick zu schauen,
Schauernde Sehnsucht, begehrendes Grauen,
Weigern und Wille und Widerstand,
Funkelnd in einem einzigen Brand.
Und die sinkende Hand und über die Wangen
Wie stürzende Welle das jähe Verlangen,
Die wilde Minute,
Da in den Sinnen der Damm zerreißt
Und zischend im Blute
Die Flamme des ewigen Willens freist.

Seit jenem Tage hab' ich verlernt,
Die laue Amuth der Städte zu sehn,
Die Wolken, die über die Wälder wehn.
Mit den Frühlingswinden über das Feld
Erschauernd zu gehn.
Mein Himmel ist nur noch mit Frauen besetzt
Und schwingt um mich als ewige Welt.
An ihnen zähle ich Stunden und messe
Tage und Thaten mit ihrem Maß,
Denn der Tag, an dem ich keine bejessen
Ist einer, an dem ich zu leben vergaß.

O, von des Dunkels sinkendem Pfad
Leise schauernd ins kühle Bad
Ihrer weißen Leiber zu gleiten
Und von ihren vollen,
Athmenden Brüsten
Wie von weichen Wellen gehoben
Zu den ferne lockenden Küsten

Unbekannter Lüfte zu rollen,
 Ganz in die purpurnen Tiefen der schwülen
 fremden Seele sich einzuwühlen
 Und dann des Morgens die schimmernden Ranken
 Junger Arme, die wild mich umblühten,
 Sanft zu lösen von Herz und Brust,
 Nicht mehr zurücksehn, nicht mehr ihr danken,
 Vorwärts fiebernd mit neuerglühten
 Sinnen fort in die ferne zu wandern
 Hin zu den andern
 Hartenden Meeren der ewigen Luft!

Mein Weg geht weiter; ich halte nicht Raß!
 Der Sehrenden Schrei,
 Der Stöhnenden Fluch,
 Der Verlassenen Schmach
 Heßt mir nach.
 Doch schrill wie ein Tuch
 Reißt hinter mir mein Leben entzwei.
 Dem Unbekannten bleib' ich nur Gast;
 Was ich erstrebte, ist nicht mehr Begehr,
 Was ich erlebte, leb' ich nicht mehr.

Mein Weg geht weiter, wie durch den Wald
 Gottes zornige Stürme brechen.
 Ich werde nicht alt.
 Die Gewalt
 Der Sehnjucht befeuert
 Mein Blut und erneuert
 Den Willen, den tausend Siege nicht schwächen.
 Denn jenes tieffte Geheimniß ist mein,
 Zu sein
 Wie das Feuer kalfunkelnd im Edelstein,
 Blitz aus allen Poren versprühend
 Und nie doch verglühend.
 Der Athem von Jenen, die ich bewältigt,
 Hat meine Kraft nur vertausendfältigt.
 Meine Seele flammt von der Andern Licht,
 Sie funkelt; und doch: sie verzehrt sich nicht.
 Sie aber reißen sich nicht mehr los!
 In allen Andern, die später kamen,
 Liebt ihre Seele nur meinen Namen.
 Aus zuckendem Schoß
 Werfen sie Kinder ins Leben hinein.
 Die sind nicht mein

Und ziehen doch nur meine Träume groß.
 In ihren Augen
 Glimmen die Funken von meinen Gelüsten
 Und sie saugen
 Das Fieber von ihrer Mütter Brüsten.
 So kreißt mein Wille in ewiger Fluth,
 Sie erben die Gluth
 Und stumm schon hinter des Todes Thüren
 Wird' ich noch tausend Frauen verführen.

Doch manchmal scheint dies Alles so klein!
 Denn hastig vorbei am suchenden Blick
 Laufen Straßen ins Land zurück
 Und Städte mit vielen Menschen sind
 Jergendwo weit hinter Woge und Wind,
 Und viele Frauen müssen dort sein,
 Sanfte Frauen mit wiegendem Gang
 Und heiße, von ihren Träumen ermattet,
 Kinder, in deren Abendgebet
 Ein erster fremder Gedanke schattet;
 Alle
 Haben mich nie gesehen,
 Alle
 Müßten erglühend vor mir stehen,
 Der Gedanke verflört
 Mein Glück, daß Alles nicht mir gehört.
 Ich will es nicht denken,
 Daß Frauen sich auch an Andre verschwenken.
 Ich wollte sie alle an meinen Händen,
 Alle fühlen wie funkelnde Ringe,
 Alle bestgen und alle verschwenden,
 Ich möchte die Welt, ein glühendes Weib,
 In meine verlangende Seele betten
 Und ihren Leib
 Mit den Flammen meiner zwei Arme umkettten.
 Alles, was lebt und lockt in den Dingen,
 Möchte ich wie eine Frau bezwingen.

Doch was ich erfasse, es ist nur Theil.
 Die Sehnsucht, der ewig glühende Pfeil,
 Ob ich ihn rastlos ins Ferne entsende:
 Ewig schmettert sein Schwung am Ende
 Bodenwärts
 Und bohrt sich brennend ins eigene Herz.



Anzeigen.

Stürmische Morgen. Novellen von Heinrich Mann. Albert Langen. München.

Realich fiel mir ein alter Jahrgang von „Bethagen und Klaxings Monatsheften“ in die Hand. In der literarischen Rundschau fand ich über Heinrich Manns „Herzogin von Assy“ einen Artikel, den Julius Hart unterzeichnet hatte. Ich las, daß Heinrich Mann ein Epigone von D'Annunzio sei und daß die „Herzogin von Assy“ für eine verpfuschte Arbeit gelten müsse. Ich erinnerte mich, daß es dagegen im „Literarischen Echo“ geheißen hatte: die Kunst Heinrich Manns sei ohne Vorfahren. So ist die Kritik. Seitdem sind einige Jahre vergangen; Mann hat die „Jagd nach Liebe“ und den „Professor Unrat“ geschrieben: er kann, wenn er ein neues Buch herausgibt, heute auf eine „gute Kritik“ rechnen. Und nun erwarte ich den Augenblick, da Julius Hart einen Neu- und Buchartikel schreibt wie den, mit dem er sich „in Sachen Wedekind“ rehabilitirt hat. Früher hatte der kritische Waffengänger verkündet, in der deutschen Kunst gebe es nichts, das so gemein sei wie die Kunst Wedekinds. Aber Wedekind „setzte sich durch“; und da schrieb Julius Hart dann viele Zeilen, um nachzuweisen: ein Künstler sei Wedekind ganz gewiß nicht, aber ein Mensch, dem wie keinem die Gabe der Reichte gegeben sei, und dithyrambisch klang das Lob des gemeinsten Individuums, das sich in der deutschen Literatur herumtreibt. Um von Julius Hart begriffen zu werden, mußte Wedekind erst faulbid sentimental werden, er mußte rufen: Ich bin ein tragischer Mensch, ein abgesetzter König, ein gefälschter Clown, ein Schönheitspriester mit thierischen Gesichtszügen, und er mußte jedesmal mit dem Finger draufzeigen, damit das gutmüthige Publikum begreife. Seine Stücke wurden schlechter: und die Deutschen lobten ihn, weil sie gerührt waren. Einer, den sie für einen unerbittlichen „Wilden“ gehalten hatten, war in ihre Reize gegangen. Sie vergießen ihm seine Berruchtheiten: er weinte ja über sich. Blödsinnig war Wedekind der tragische Fall des deutschen Sentiments geworden.

Die neuen Novellen Manns („Stürmische Morgen“) sollen mit „Frühlings Erwachen“ von Wedekind verwandt sein. Die Verlagsanzeige hat darauf hingewiesen und die paar Rezensionen, die schon erschienen sind, haben deshalb die beiden Namen zusammengenannt. Sie sagten: Wedekind habe ein Gebiet erschlossen, auf das ihm nun Heinrich Mann gefolgt ist. Das ist schon im Größten nicht richtig. Pubertätskrisen sind in der Literatur aller Völker hundertmal geschildert worden; aber das jeweilige Moment wurde nach Möglichkeit unterdrückt; und es ist nicht einmal richtig, zu sagen: „unterdrückt“; es wurde einfach nicht betont, weil sich die Charakteristik noch nicht der Physiologie bediente. Dieses aber geschah schon bei Stendhal und Balzac; dann bei Flaubert, Zola und Maupassant; und schon Maupassant machte eine Komödie daraus. Ihm folgte Wedekind auf seine ganz besondere Art. Ein junges Mädchen, ein Kind noch, geht in „Frühlings Erwachen“ daran zu Grunde, daß ihre Mutter sie ohne die vom Herrn Carpenter gewünschten Aufklärungen in lange Röcke steckt. Genauer: weil die Kleine nicht in Ruhe gebären kann. Ein philanthropisches Argument, das durch seinen Reiz der Neugier aufregt. Aber die beiden Jungen, die Seite an Seite durch das Drama schleichen, sind um Vieles bedenklicher; ihretwegen wurde „Frühlings Erwachen“ geschrieben; um sie allein im Grunde handelt es sich. Der eine ist ein Träumer,

der andere ein Romantiker. Der Träumer erschließt sich, der Romantiker mit starren und neugierigen Instinkten entwickelt sich sacht zum Hochstapler im Stil des Marquis von Reich. Die Pubertätmisere ist eine Reinkultur von tragikomischen Elementen. Webedind brauchte kaum die Binien zu verrücken; niemals wieder im Leben grinst der Mensch mit solcher Innigkeit. Diese Aussicht konnte Heinrich Mann nicht verlocken. Aber noch Eins ist von diesem Alter zu sagen; und von einem Erwachsenen, Geprüften an einem lyrischen Abend ausgesprochen, mag es als Motto für die „Stürmischen Morgen“ gelten: Niemals wieder im Leben ist der Mensch so edel, so losgebunden und doch so sehr in sein Schicksal verstrickt.

Die erste Novelle: „Heldin“. Lina spricht wundervolle Lyrismen zu einem Mann, den sie lieben könnte. Der geht neben ihr her und antwortet aus dem Grund eines schweren, frühreifen und gedüngten Herzens. Er liebt sie so, daß er zu Grete Pinatti, ihrer Freundin, sagt: „Sie ahnen nicht, wie mich verzehrt; und am Meisten in den Augenblicken, wo Sie mich für untreu halten. Lina möchte in mich, ich weiß nicht, was für große Sehnsüchte, was für übermenschliche Güte pflanzen; aber Alles, was entsteht, ist der Wunsch, Sie zu haben, der Drang, Ihnen zu geben.“ Weil sie ein gewöhnliches Geschöpf, nicht ohne träge Gutmütigkeit, ist, denkt er; und: ein solches muß er haben. Sie sind nachts im Badehäuschen zusammen, während sich Lina auf ihrem Lager umherwälzt und über die Güte und die Erlösung der Menschen grübelt. Es wird viel und schön von solchen Gebankengängen gesprochen; aber was liegt daran? Ein Mann, der mit Ueberchwang geliebt wird, sagt in der Nacht, in einem Badehäuschen, zu einem Mädchen, das eben mit Uebergangung Weib geworden ist: Nein, ich liebe die Andere nicht? Die Andere, die sehnsuchtvoll in der unheimlich schönen Nacht umherirrt, hört es und . . . nimmt Gift? Nein: „Lina setzte den Fuß an. Sie machte einen gleitenden

Einige Wochen nach dem Tode des Konsuls... Sie, als ob sie zuhört, und...
 ihn mit einer glücklichen, raschen Bewegung vom Boden und führte einen Bissen an die Lippen.“ Einen Bissen von der vergifteten Polenta, die für die Ratten bestimmt ist. Nachdem sie beim Anblick einer Ratte, die sich dem Teller näherte, eine ganze Tragödie erlebt hat. Aber sie macht „einen gleitenden Schritt, einen strengen und heiteren Tanzschritt“: es ist die reine Schönheit dieser Novelle, die bewegt, und alles Andere, Problematische, liegt in leisen, verschwundenen Beziehungen. Und Lyrismen, herrliche Lyrismen rauschen vorüber. Lina könnte eine Frau von dreißig Jahren sein; vielmehr, sie scheint es. Ich kenne ihr Alter nicht, erinnere mich nur des Wortes von Jules Laforgue: „Die Menschen bleiben so, wie sie zur Zeit ihrer Pubertät waren“ und erinnere mich, daß die Stimme der Konsulin Vermählen, die der Tertianer Raffael über Welten hinweg liebt, so war, daß sie zu mutren schien. Von dieser Liebe handelt die zweite Geschichte. Die Konsulin taucht eines Tages im Hause des Tertianers auf, eilig und irr von dunklem Leben glühend, und er liebt sie, weil sie schön ist. Er folgt ihr, er belauscht sie. Ihr Bild will ihn verzehren. Dann wird sie schwach und krank. Er hört zu Haus, ihr Mann schone sie nicht. Sie sei beim Arzt gewesen. Der Konsul wird sein heimlicher Feind. Der Junge vermutet etwas Furchtbares. Man tötet sie langsam, die Geliebte. Der Konsul vergiftet sie, kein Mensch weiß davon. Leise, unter der drückenden Schwere der Knabenleiden, wird die Lösung herbeigeführt; da sie bei einem Ball in das dunkle Anrichtezimmer schlüpfet und auf einem Stuhl zu-

jammenbricht, vor dem Knaben, der die Tanzende belauschte, weiß er; nun stirbt sie am Gift. Er will sie retten und sich rächen, zum Arzt, zur Polizei gehen. In der Thür wird er von seinem Vater abgefangen. „Papa, es geschieht hier etwas Furchtbares.“ Schließlich geht der Vater hinein. „Und einen Augenblick später kam er zurück, mit einem Gesicht, als müsse er schreien und unterdrücke es, (Schmerzgerölhet.“ (Eine kaum gehörte Melodie geht hier zu Ende.) Es sei gut. Er könne zum Doktor laufen. Gleich neben dem Doktor wohne eine Frau; der könne er vielleicht auch Bescheid sagen. Ihr Name stehe auf dem Schild: Frau Schlei, Hebamme . . . „Stütze Dich auf mich; und thue mir den Gefallen: schweie lieber, aber mach nicht solch Gesicht. Herrgott, ist es denn so schlimm? Raffael! Raffael!“ So schließt diese wundervolle Novelle, wie die erste schloß, mit der Ironie der nackten Geschehnisse, ohne sentimentalen Daumendruck und ohne die demonstrative Reserve, die, zur Methode erhoben, unausstehlich wird. In der vierten Novelle („Jungfrauen“; sie ist zuerst in der „Zukunft“ erschienen) hält sich ein Schwesternpaar umschlungen. Der Blick eines fakultativen Heldenentors treibt sie auseinander, eine Lächerlichkeit des selben Männchens vereinigt sie wieder in einem Mädchenlachen. Dazwischen liegt ein unreinliches Schicksal von Weiden, ganz Pubertät. Die letzte Novelle ist Thomas Mann gewidmet. Die Wonnesfälle des Herrschens, das grausigere, tiefere Glück des Dieners, maßlos das Eine wie das Andere genossen. Das ist in harter Verkürzung gezeichnet, nur für Menschen verständlich, die im Stande sind, ihre grausamsten Möglichkeiten bis zum Ende zu erleben.

Diese Novellen hat ein Meister geschrieben, dessen Stilgewalt seinem bunten und abgründigen Wissen gleichkommt und der noch in seinen Ermattungen lebenswerth ist. Alles deutet darauf hin, daß Heinrich Mann unmittelbar vor dem Ruin steht. Seit der „Herzogin von Assy“ war Das nur eine Frage der Zeit.

Charlottenburg.

René Schickel.

Krüppel. Schauspiel in vier Akten. Leipzig, Friedrich Rothbarth.

In einem seiner Briefe citirt Theodor Fontane das folgende hübsche Verschen:

Der Freund im alten Bayernland,
 Mir nie bekannt, mir wohlbekannt,
 Er war mir fern in Zeit und Ort,
 Er war mir nah in Geist und Wort.

Solcher Freunde besitze auch ich wohl hier und dort einige; und ihretwegen habe ich von dem Herausgeber der „Zukunft“ die Erlaubniß erbeten, mein Schauspiel hier anzugeigen.

Eduard Goldbeck.

Heinrich Sufo. Eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. Band XIV der „Fruchtschale“. H. Piper & Co. in München.

Die Neuherausgabe von Schriften, deren Abfassungszeit mehr als fünfshundert Jahre zurückliegt, bedarf eines Hinweises, um welcher Werthe willen sie der Gegenwart zu erneuter Beschäftigung vorgelegt werden. Zumal die religiösen Betrachtungen eines mittelalterlichen Mönches möchten, trotz mystischen Tagesmoden, allzu entlegen erscheinen, als daß ein Wiederdruck, der sie weiteren Kreisen zugänglich macht, auf den ersten Blick gerechtfertigt erscheinen könnte. Des Veralteten,

und ganz unverständlich Gewordenen, in einer und durchaus fremden Vorstellung- und Begriffswelt Erzeugten ist in der That viel in den Büchern des Suso; und leider viel mehr, als man übergehen kann, wenn man das Bleibende darin recht verstehen will. Wir sind zunächst zur historischen Betrachtung der Erscheinung gezwungen, um sie unhistorisch, zeitgenössisch (oder besser: zeitlos) sehen zu können. Der Gewinn, der am Ende unserer Beschäftigung mit dem Manne steht, muß das Maß an Mühe rechtfertigen, das wir aufwenden.

In dieser Auswahl bildet, der Breite nach, das „Leben Susos“ noch mehr den Haupttheil als in seinem Gesamtwerk. Die beigegebenen einzelnen Kapitel aus den betrachtenden Schriften erscheinen zunächst nur wie Ergänzungen oder erweiternde Kommentare zu diesem mittelalterlichen Lebensbild. Suso hatte seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stigel, nicht immer der Zeitfolge nach und wohl oft zufällige Anlässe aufnehmend, von seinem Leben erzählt. Die von ihr ohne sein Wissen angefertigte Niederschrift hatte er im ersten Zorn über diesen „geistlichen Diebstahl“, so weit sie ihm zu Händen kam, verbrannt. Eine innere Hemmung, die er als einen Eingriff Gottes deutete, wehrte ihm gleich darauf; so blieb vielleicht das größere Stück der Biographie erhalten. Suso hat es selbst überarbeitet und erweitert. Nach diesen Zufällen bei ihrer Entstehung mußte die Erzählung im Ganzen undisponirt, hier und da zusammenhanglos, lückenhaft und unklar werden. Die geschilderten Erlebnisse treten dem Lesenden nicht sehr eindringlich in eine bedingte, verknüpfte Folge. Er muß sich rückschauend die wichtigsten Wendepunkte dieses Lebensweges klar machen; dann aber haben auch schon, in seiner Erinnerung zusammenwirkend, die einzeln erzählten Begebnisse ein Ganzes geformt, in dem sie nicht mehr nach einander stehen, sondern gleichzeitiger Reichthum sind: einen Menschen. Schon Dies allein: das Kennenlernen eines beliebigen, nicht allzu armen Lebens aus einem Zeitabschnitt unserer Vergangenheit, das schlicht von einer treuen, sachlich berichtenden Hand aufgezeichnet wäre, würde Gewinn sein. Hier ist mehr: ein bedeutungsvoller Mensch steht in der zweifachen Beziehung als Erlebender und als Erzählender in und über diesem Leben.

Noch ehe der Leser dem Manne, von dem gesprochen wird, nah zu kommen vermag, wird er an dem, der erzählt, Freude haben. Ein Dichter spricht, ein starker Beweger unserer schönen, anschaulichen, gedanklich nicht zerfetzten, reichen alten Sprache, ein Mann, der zu dieser Sprache von Geburt an begabt ist, dem selbst Gedanken fast naturgemäß leuchtende Anschauung, Vision werden. Die Sprache des Buches ist es, die zuerst lebendig wird. Suso ist vielleicht kein ganzer Erzählungskünstler: er sieht als Erzähler über das einzelne Erlebnis nicht weit hinaus. Aber das weiß er mit Kunst aufzurollen. Wo die ruhigere Erzählung zum Ereigniß zusammengedrängt, da faßt ihn im lebhaften Vergewärtigen der Rhythmus des Geschehens selbst. Sein Athem geht rascher, seine Sätze werden knapper, seine innere Anschauung reißt hart Moment an Moment. Wie erregt muß der Leser etwa der Begegnung Susos mit dem Mörder im Rheinwald folgen, die im Motiv Hebbels „Haidenaben“ vorwegnimmt!

Der Erzählende wandelt sich mehrmals in den lyrischen Sänger und Bildner seiner Gefühle. Damit ist er für uns der Erlebende geworden, der zu dem Erzählenden in einem auffallenden Gegensatz zu stehen scheint: ein Mensch von einer inbrünstigen, demüthigen und leidenden Liebe zu Gott und allen Dingen, von

einer großen Kraft und einem treuen Willen zur Liebe; ein Christ der, vor den Knechten seines Innern, vor Noth und Tod, in Christi vorgestelltes Leiden flüchtet, das ihn das eigene Weh geduldig durchstoßen läßt; ein seltsamer Kstet, in dem der hingeebene, jammernnd Leidende viel stärker ist als der Selbstpeiniger. Das läßt ihn rührend erscheinen; fesselnd aber macht ihn Dies: er ist ein Mensch, dem von vorn herein jede Selbstverständlichkeit zum Leben fehlt, der kaum über die Kinderjahre hinaus mair gelebt hat (er trat, früh das religiöse Wesen der Mutter in sich nachbildend, mit dreizehn Jahren schon in ein Kloster), dem das Leben vom ersten Denken an Zweifel und Schrecken war; ein geborener Problematiker.

Wer ernstlich über das Leben nachdenkt, es mit Bewußtheit durchdrängt, und sei er auch von einer so unnatürlichen Seite aus, wie es ein durch die kirchliche Sündenlehre erregtes Gewissen ist, vor das Problem gestellt, wird, durch all die Trübungen seiner dogmatischen Befangenheit hindurch, irgend etwas Werthvolles zu sagen haben. Die Psychologie des Reisens, der Erinnerung, des Lebens im allein Wirklichen, in einem von allem Neuzeren unabhängigen Ich, Erlebnisse eines bezwingenden Einheitgefühltes der Seele mit Gott und Welt, sind Das, was uns als der letzte Werth über Susos Leben, wie dessen losgelöster Geist, dessen Licht gewordene Essenz, entgegenleuchtet und zu dessen Verständnis die ganze Beschäftigung mit Suso führen soll. Es sind Aussprüche, die sich auf ein paar Seiten zusammendrängen lassen; vor Allem enthalten in dem wundervollen zwei- und fünfzigsten Kapitel des „Lebens“. Sei es, daß hier die selbständige Kraft der Sprache waltet, die aller Wahrscheinlichkeit nach die Eigenschaft besitzt, alles starke Erleben im Wortwerden über die zufällige Gebundenheit in seine allgemeingiltige Form zu verwandeln, sei es, daß Suso selbst in den seltenen Augenblicken seiner höchsten, schwindelndsten Bewußtheit aus allen Grenzen hinauswuchs: der Gottbegriff seines innersten Erlebens, auf den Alles in ihm und seinem Werk unausgesetzt hindrängt, dessen flüchtiges, mit ganzer Seelenkraft, wie im Krampf, ein paar Herzschläge lang festgehaltenes Innesein für Susos Gefühl Vereinerung mit Gott ist, hat sich weit über die dogmatischen Fesseln erhoben, mit denen die Menschen ihn einzufangen wähnen; er ist mit breiten Schwingen ins Unfaßbare, in den Kether gestiegen, ist vielleicht nichts mehr als ein leuchtender Punkt, als die höchste Erhebung, die dem Auge des Menschen gegeben ist; er ist das ewige Licht, Traum, Sehnsucht, Demuth, Anbetung. Was Suso in jenen höchsten Augenblicken von Gott zu sagen gezwungen ist, ist auch uns dogmatisch unbefangenen Menschen eines klaren, nächsternen Zeitalters Offenbarung über das Sein.

Susos Leben fällt in die Jahre 1295 bis 1366. Er stammt aus der ritterlichen Familie Von Berg und ist zu Ueberlingen am Bodensee geboren. Die Hauptzeit seines Lebens brachte er in dem Dominikanerkloster zu Konstanz, dem jetzigen Inselhotel, zu. Die letzten Jahre war er in Ulm, wo er auch starb. Geschichtlich betrachtet, erscheint er als eine Kreuzung des ritterlichen Minnesängers, in dessen erotischer Sprache er von Gott und Welt redet, und des mystischen Predigers, mit deutlichen Zügen des bewußten Schriftstellers, der, zum Beispiel, auf genaue Legie seiner Bücher Werth legt.

Siebenzehn Tage Irrenhaus.

Sehr verehrter Herr Garden!

Das Wohlwollen, das Sie meiner Angelegenheit entgegenbrachten, und Ihr nachdrückliches Eintreten für meine Interessen haben in mir den Wunsch erweckt, Ihnen das Resultat meines nun vierjährigen Kampfs mitzutheilen. Durch meine Brochure „Siebenzehn Tage Irrenhaus“ waren die außergewöhnlichen Vorgänge, deren Opfer ich in Baden wurde, weithin bekannt geworden, trotzdem die deutsche Presse (mit wenigen Ausnahmen) meine Schrift mit Stillschweigen überging. Das von mir publizierte Urtheil des karlsruher Oberlandesgerichtes (das in seiner Begründung wichtige Schuld momente unerwähnt ließ, aber Voraussetzungen Raum gewährte, die dem Thatbestand direkt zuwiderliefen, und schließlich die Schuldigen für ein objektiv „amerkanntes“ Verbrechen, das nach § 230 St. G. B. mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren bestraft wird, völlig straffrei ließ) fand die ihm gebührende Kritik, der in Briefen von Juristen, Aerzten und anderen gebildeten Männern und Frauen rückhaltlos Ausdruck gegeben wurde.

Um so seltsamer wirkte die Beurtheilung, die der Fall im badischen Ministerium des Innern erfuhr, dem ich die Angelegenheit unter Veigabe des gerichtlichen Erkenntnisses unterbreitet hatte; und zwar „unter besonderem Hinweis auf die Ausführung des heidelberger Staatsanwaltes“, der mir bei meiner persönlichen Vernehmung eine Sühnung der Vorgänge im Wege des Disziplinarverfahrens als absolut sicher in Aussicht stellte.

„Da nicht anzunehmen ist (daß feststehende Thatsachen erst der „Ausnahme“ bedürfen, ist ein ganz neuer, für ministerielle Erledigungen eingeführter Brauch), daß die genannten Aerzte bei dem in Rede stehenden Anlaß die Pflichten ihres Berufes verletzt oder durch ihr Verhalten der Achtung, die ihr Beruf erfordert, sich unwürdig gezeigt haben, so sehen wir uns nicht veranlaßt, das von Ihnen beantragte Disziplinarverfahren einzuleiten“. Dies der Wortlaut des ministeriellen Bescheides. Bringt man ihn in Beziehung zu den in Frage stehenden Vorkommnissen und zu der (später zu erwähnenden) Behandlung des badischen Regierungvertreters, der das Verhalten der Aerzte unumwunden als „leichtfertig und ungefährlich“ kennzeichnete, so drängt sich Einem der Gedanke auf, daß ein hohes badisches Staatsministerium von der Erfüllung ärztlicher Berufspflichten nicht gerade viel erwartet. Doch hatte der Herr Minister des Innern wohl im tiefsten Innern seiner Seele das dunkle Empfinden, daß eine kleine, „intime Genugthuung privaten Charakters“ mir gegenüber nicht ganz unangebracht wäre; und so schloß er seine Zuschrift mit dem verheißenden Satz: „Im Uebrigen wurde bereits vor Ankauf Ihrer Eingabe durch unseren Erlaß vom vierten Juli 1904 den betheiligten Behörden, wegen des bei Ihrer Aufnahme in die Privatanstalt des Dr. Fischer eingehaltenen Verfahrens, das in einzelnen Punkten den bestehenden Vorschriften nicht entsprach, das Geeignete bemerkt; das Gleiche geschah dem Besitzer des Kurhauses Redargemünd gegenüber.“ Ob der ministerielle Begriff des „Geeigneten“ nun gerade geeignet ist, den Glanben an behördliche Unbefangenheit zu erhöhen, überlasse ich geeigneter Beurtheilung.

Unmittelbar nach Erscheinen meiner Schrift hatte ich dem Reichstag eine Petition übersandt, in der ich meinen Fall behandelte. Auch wurde sämmtlichen Reichstagsmitgliedern meine Brochure zugestellt; wobei ich die bekannten Führer der Fraktionen in besonderen Briefen um ihr Interesse für die in Hinblick auf das Allgemeinwohl so wichtigen Vorgänge ersuchte. Gleich nach Empfang meiner Schrift hatte mir auch der sozialdemokratische Abgeordnete Herr Dr. Südekum einige verbindliche, Weiteres in Aussicht

stellende Zeilen geschrieben. Nach der Bekanntschaft mit Luise von Koburg war er dann aber wohl so ganz von dem Beruf des Restaurateurs fürstlicher Freiheit und Würden erfüllt, daß ihm für bürgerliche Misereen keine Zeit mehr blieb.

Herr Landgerichtsrath Dr. Müller-Meiningen hatte am dreizehnten Januar 1905 „auf die Aufsehen erregende Schrift von Gertrud Hirschberg“ nachdrücklich hingewiesen und gesagt, daß „solche Fälle unter allen Umständen in der Öffentlichkeit aufgeführt werden müßten“. Trotzdem empfing ich am vierten April 1905 das nachstehende Schreiben des Referenten der Petitionenkommision, des Praktischen Arztes Dr. Mugdan: „Sehr verehrte Frau! Die Petitionen-Kommission des Reichstages hat heute die von Ihnen eingereichte Petition beraten. Nach langer Berathung ist die Kommission zu dem Beschluß gekommen, zu erklären, daß der Reichstag für die Erledigung der Petition unzuständig ist und daß allein das badische Parlament berufen ist, eine Entscheidung in der Sache zu treffen. Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung Dr. Mugdan.“ Diefem Schreiben folgte am fünfjundzwanzigsten Mai 1905 die Zusendung des offiziellen Beschlusses, „die gedachte Petition zur Erörterung im Plenum für nicht geeignet zu erachten, weil der Reichstag nicht zuständig ist.“ Zufällig erfuhr ich kurz darauf durch eine Notiz der Martholdischen Wochenschrift, in welcher Weise sich die Ablehnung meiner Petition vollzogen habe. Herr Dr. Mugdan, der Referent in meiner Angelegenheit, hatte, trotzdem der badische Regierungvertreter das leichtfertige und unkorrekte Vorgehen der badischen Ärzte anerkannte, gegen die Petition gestimmt und sie unter dem angeführten Vorwand für ungeeignet zur Erörterung erklärt; die Kommission trat dem Herrn Referenten mit neun gegen sieben Stimmen bei. Sieben Mitglieder der Kommission fanden also, daß mein Hilferuf ins Plenum gehöre. Neun wiesen die Preuzsin an die badische Instanz.

Zu Verfolgung der gerechten Sache und in Rücksicht auf meine persönlichen Interessen blieb mir weiter nichts übrig, als dem reichstäglichen Bescheid gegenüber guten Muthen zu walten und die Sache laut Vorschrift ins badische Parlament zu bringen. Inzwischen ereilte mich, im Juni 1905, eine kleine Extra-Überraschung in Form einer Postkarte vom karlsruher Oberlandesgericht, auf der ich (in Sachen Neumann und Genossen, zum Zweck der Erhebung öffentlicher Klage) kurz und bündig benachrichtigt wurde, „daß, in Folge Erinnerung der badischen Steuerdirektion, das Gericht eine Nacherhebung von fünfzig Mark verfügt habe“. Da ich sämtliche in der Sache entstandenen Kosten bereits ein Jahr zuvor in voller Höhe beglichen hatte, erlaubte ich mir, vom Gericht eine „Begründung“ der Nachforderung ganz gehorsamt zu fordern. Sie wurde mir von der karlsruher Gerichtsschreiberei, in deren Mittheilung vom neunzehnten Juni 1905 es wörtlich heißt: „Der Frau Gertrude Neumann, geborenen Wolff, auf ihre Eingabe“ u. s. w. Namen- und Personalverwechslungen scheinen im gelobten Lande Baden nun einmal an der Tagesordnung zu sein, einerlei, ob es sich um die Gedankenlosigkeit eines Gerichtsschreibers oder um die mir so verhängnißvoll gewordene Oberflächlichkeit eines Medizinalbeamten handelt. Durch Abschrift eines Protokolauszuges wird besagter Gertrude Neumann dann klargemacht, „daß bei Prüfung der Angelegenheit nicht allein ein Vergehen, sondern auch ein Verbrechen, gemäß § 239 Absatz 2, in Frage stand, das die Nacherhebung von fünfzig Mark rechtfertige.“ Nun wußte Frau Neumann Bescheid.

Am zwölften Dezember, am Tag ihrer Eröffnung, war der Zweiten Kammer der badischen Landstände meine Petition, unter Hinweis auf den Bescheid des Reichstages, zugegangen. Der Eingabe war meine Brochure mit dem unverfürgten Abdruck des Urtheils des karlsruher Oberlandesgerichtes beigelegt, nach dessen Begründung ich

1902 völlig „unmotiviert“ und in durchaus ungesetzlicher Art von den badischen Kerkern Neumann, Becker und Fischer meiner Freiheit beraubt worden war. Zudem ich dem badischen Parlament den Gesamteinhalt meiner Eingabe zur Kenntnissnahme und Berücksichtigung dringend empfahl, verwies ich im Einzelnen noch auf die offensibaren Mängel des oberlandesgerichtlichen Urtheiles, vor Allem auf die dem Sinn des Gesetzes direkt widersprechende Auslegung, die der § 230 St. G. B. durch den karlsruher Straffenat erfahren hatte. Zugleich mit der Petition hatte ich an sämtliche Abgeordnete eine Darstellung der in Betracht kommenden Vorgänge geschickt; an mindestens dreißig auch meine Brochure. Ich wartete. Der Winter ging, der Frühling kam. Ich wartete. Als der Schluß des Landtages herannahte, glaubte ich schon, meine Petition werde überhaupt nicht drankommen. Da fand ich, während ich in Graubünden war, in der Frankfurter Zeitung das folgende Telegramm aus dem badischen Landtag: „Die Bitte der Frau Gertrude Hirschberg von Berlin, die Aenderung des Aufnahmeverfahrens in der Irrenanstalt betreffend, wird der Regierung zur Kenntnissnahme überwiesen. Die Petentin war, entgegen dem gesetzlichen Bestimmungen über die Aufnahme, auf Grund des bezirksärztlichen Gutachtens in Baden-Baden in die Privatirrenanstalt in Redargemünd verbracht worden, wo sie siebenzehn Tage zurückgehalten wurde. Von der Regierung wird anerkannt, daß hier ein Versehen insofern unterlaufen sei, als diese Frau nicht in die öffentliche, sondern in eine Privatirrenanstalt verbracht worden sei, und erklärt, daß das Aufnahmeverfahren bis zum nächsten Landtag einer Revision unterzogen werde. Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei.“

Das also war die Gerichtsbarkeit des badischen Parlamentes. Als handle sich einzig und allein um meine Ueberführung in eine Privatanstalt, wurde dieser nebensächliche Punkt willkürlich aus dem Gefüge des Ganzen gelöst. Mich hätte die (an sich freilich schon gesetzwidrige und deshalb strafbare) Maßnahme privater Internirung wahrhaftig nicht zur Abfassung einer Petition getrieben, wäre eine Internirung überhaupt jemals notwendig gewesen. Schließlich konnte es mir dann ja wohl ziemlich gleichgiltig sein, ob man mich staatlicher Obhut oder dem Privatsystem des Dr. Fischer überlieferte. Das Schönste war sicher aber der Say: „Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei“. Mit diesem wunderschönen Say wurde nicht nur der Wahrheit, sondern auch dem Richterkollegium ins Gesicht geschlagen, das, als höchste Instanz badischer Gerechtigkeit, das strikte Gegenteil erkannt hatte. Im Voraus überzeugt, daß mein Besuch um Nichtigstellung in Baden erfolglos verhallen würde, wandte ich mich am neunzehnten Juli mit dem folgenden eingeschriebenen Brief an die Redaktion der Frankfurter Zeitung:

„In dem Privattelegramm der Frankfurter Zeitung steht in der Besprechung meiner Petition (deren Inhalt die Beschwerde über die mir in Baden widersähere, vom Oberlandesgericht als „unmotiviert und ungesetzlich“ anerkannte Freiheitsberaubung bildet) der folgende Say: „Es sei übrigens festgestellt worden, daß die in Frage kommende Dame thatsächlich geisteskrank gewesen sei“ . . . Ich fühle mich verpflichtet, gegen diese offizielle ungeheuerliche Entstellung des Sachverhaltes nachdrücklich einzuschreiten und Sie auf Grund authentischer Beweise und in Hinweis auf das Preßgesetz um erschlöpfende Nichtigstellung der Angelegenheit zu ersuchen. Denn nicht das nebensächliche Moment meiner ungesetzlichen Ueberführung in eine Privatanstalt bildet den Kernpunkt meiner Petition, sondern die Thatsache der völligen „Grundlosigkeit“ meiner Internirung an sich. Diese Grundlosigkeit und Gesetzeswidrigkeit meiner Detention wurde in dem Urtheil

des karlsruher Oberlandesgerichtes in weitestem Maße anerkannt und gleichzeitig den dafür verantwortlichen Herzgen Keumann, Beder und Fischer die schärfste Kritik ihres pflichtvergessenen Handelns zu Theil. (Danach folgt ein Hinweis auf die beigelegte Brochure, in der das Urtheil abgedruckt ist.) Es sollte die vornehmste Aufgabe der deutschen Presse sein, für Recht und Gerechtigkeit mit rücksichtsloser Energie einzutreten und... mit freimüthiger Offenheit der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Aus dieser Erkenntniß heraus gebe ich mich der Hoffnung hin, in Ihrem geschätzten Blatte die Genugthuung weitgehender Berichtigung zu erfahren, gleichviel, ob die in Frage kommende Auslassung einem Irrthum Ihres Korrespondenten oder der absichtlichen Entstellungsucht Anderer zur Last fällt.“ Das Resultat? Schweigen. Ich fand nur die Annoncen des badener Sanatoriums „Luisijana“ (Dr. Clemens Beder) in der Frankfurter Zeitung. Rein: noch Etwas. Am Tag ihres fünfzigjährigen Bestehens das stolze Bekenntniß der Redaktion: „Die Frankfurter Zeitung wird in den kommenden Kämpfen sein, was sie in den früheren war: ein in jeder Beziehung unabhängiges Organ der bürgerlichen Demokratie. Ein Hort der Entrechteten und Unterdrückten, eine Stätte der Freiheit, ein Anwalt des Volkes, ein zäher Streiter für Wahrheit und Recht, aber auch ein unbequemer Kritiker und Wähler für Alle, die Rechte des Volkes anzutasten oder das Einzelinteresse über das der Gesamtheit zu stellen wagen.“ Schade, daß gerade ich nichts davon gemerkt habe.

Ihns, verehrter Herr, nicht ein erhebendes Bewußtsein, sich als deutschen Staatsangehörigen im Schutze einer Verfassung geborgen zu wissen, die preisend mit viel schönen Worten Jedem die Wohlthat gleichen Rechtes und gleicher Gerechtigkeit verheißt?

Mit vorzüglichster Hochschätzung

Gertrud Firsberg.



Checkverkehr.

Die Aeltesten der berliner Kaufmannschaft haben auf die Frage, ob sie ein deutsches Checkgesetz für nöthig hielten, geantwortet, ein „praktisches Bedürfniß sei nicht als vorliegend zu erachten“ und man müsse sich deshalb „gegen ein solches Gesetz aussprechen“. Diese Antwort ist sehr hart getadelt worden. Wissen diese Herren (so wurde in heftiger Empörung gefragt) denn nicht, wie nothwendig uns die Ausbreitung des Checkverkehrs ist und daß nur ein Checkgesetz dazu helfen kann? Ich glaube, daß man den Aeltesten Unrecht gethan hat; zunächst mußte man die Motivirung ihrer Antwort ruhig anhören. Sie sagen: „Der Check hat sich im Großbetrieb auch ohne besondere gesetzliche Grundlage stetig entwickelt und die Einführung in den Kleinbetrieb kann nicht von einem Akte der Gesetzgebung, sondern nur von der Hebung des Verständnisses für die Bedeutung des Checks als Ersatzes der Barzahlung erhofft werden; auch muß man fürchten, daß eine gesetzliche Regelung des Checkverkehrs zum Anlaß genommen werden könnte, den Handel beschränkende Bestimmungen in Wirksamkeit zu setzen“. Wer diese Ansicht widerlegen will, müßte nachweisen, daß nicht der Mangel an Verständniß, sondern der Mangel an gesetzlichem Schutze die Eindrögerung des Checks als Zahlungsmittels im Kleinbetrieb hindere. Und dieser Nachweis ist kaum möglich. Was kann ein Checkgesetz bringen? Vorschriften, die den Aussteller und den Empfänger des Checks vor Schaden bewahren. Mehr nicht. Daß solche Bestimmungen nicht vorhanden sind, hat bisher

aber noch nicht viel Unheil gestiftet. Der Wunsch nach einem Cheggeſetz hat ſich denn auch noch nie zu einer Deſſentlichen Meinung verdichtet, die den Geſetzgeber zum Aufhorchen zwang. Im Jahre 1870 wurde von den deutſchen Handelskammern zum erſten Mal der Entwurf eines Cheggeſetzes ausgearbeitet; 1882 folgte das Reichsbankdirektorium mit einem Entwurf, der, zehn Jahre ſpäter, vom Bundesrath genehmigt und dann dem Reichstag vorgelegt wurde. Nach abermals zehn Jahren, 1902, forderte der Deutſche Bankiertag den Erlaß eines Cheggeſetzes, das enthalten müſſe: eine Definition des Checks als Sichtanweiſung des Ausſtellers auf ein zu ſeiner Verfügung (bei einem Bankier) ſtehendes Guthaben; die Feſtſetzung kurzer Präſentationsfriſten; die Zuſicherung der Stempelfreiheit; den Negreß des Inhabers gegen den Ausſteller und die Indoſſanten nach Analogie des Wechſelrechtes. Damals ſprachen angeſehene Kaufleute ſo laut und ſo einmüthig für das Geſetz, daß an deſſen Nothwendigkeit kaum ein Zweifel blieb. Könnte dieſes Geſetz aber den Unterſchied beſeitigen, der zwiſchen engliſchen und deutſchen Verkehrsſitten nun einmal beſteht und den geringen Umfang unſeres Checkgebrauches erklären hilft?

Neben dem Giroverkehr bietet der Check ſicherlich die bequemſte Möglichkeit, ohne Bargeld Zahlungen zu leiſten. Was ich neulich hier über den Nutzen des Giroſagte, gilt, alſo, auch für den Check. Er erſpart Metall- und Papiergeld, bewahrt die Notenpreſſe vor allzu haſtiger Thätigkeit und erlaubt, Varmittel, die unter primitiven Verhältniſſen zu Zahlungen verwendet werden müßten, anderen Zwecken dienſtbar zu machen. Wie nöthig eine Reform des Zahlungsverkehrs iſt, zeigt ſich beſonders klar natürlich in Zeiten der Geldknappheit. Wenn der Check in Deutſchland aber noch immer nicht recht populär und unſer Checkweſen rückſtändig iſt, ſo ſind nicht die jezt angegriffenen Aelteſten daran ſchuld, die ſich für ein Checkgeſetz nicht begeiſtern können. Als die Checkſteuer (mit der wir einſtweilen ja noch nicht beglückt worden ſind) erörtert wurde, ſand ſie gerade bei den Leuten Verſaß, die heute nach dem Geſetz ſchreien. Warum? Der Check, hieß es, iſt in erſter Reihe das Zahlungsmittel der Reichen; der kleine Mann, der ganze Mittelſtand bedient ſich ſeiner nur in ſeltenern Fällen. Alſo treffe die Steuer nur die Reichen, die ſie bequem tragen können. Die Hauptfrage, ob die Steuer nicht die erwünſchte Ausdehnung des Checkverkehrs hindern müſſe, wurde gar nicht geſtellt. Und der kleine Mann, der dieſe Artikel geleſen hatte, ſagte ſich, ein ſo „vornehmes“ Zahlungsmittel ſei nichts für ihn. Daher die weit hin herrſchende Meinung: der Check taugt nur für die Großen, für die Kleinen nur der Wechſel als Surrogat für die Barzahlung. Sie Ariſtokrat, ſie Plebejer.

Wer einen Check ausſtellt, muß über Geld verfügen, das, zu dem für „tägliches Geld“ bewilligten Zins, auf der Bank liegt. Dieſer Zinſſatz iſt relativ niedrig; wer ſein Geld ſo anlegt, kommt kaum ganz ohne Verluſt davon, hat aber den Vortheil, ſets frei über die deponirte Summe verfügen zu können. Ein Kaufmann, der innerhalb einer beſtimmten, nicht zu langen Friſt mehrere Zahlungen zu leiſten hat und über den, dazu erforderlichen Betrag ſchon heute diſponirt, wird natürlich das Geld für die kurze Zeit nicht in Werthpapieren anlegen; die müßte er ja ſchon bei der erſten nothwendigen Auszahlung wieder verkaufen und erlitte dann vielleicht einen Kursverluſt. Er deponirt alſo das Geld bei der Bank und leiſtet die Zahlungen durch Checks. Der Schuldner braucht ſich um die ſichere Aufbewahrung des Geldes, bis zu den Zahlungſfriſten nicht zu kümmern, verliert nicht jeden Zinſgenuß und erhöht (auch dieſer Umſtand iſt zu beachten) in den Augen des Gläu-

bigers seinen Kredit; denn der Cheek „adelt“. Ein Konto auf der Bank macht ja noch einen besseren Eindruck als der solideste Geldschrank. Den Luxus eines Bankkontos kann man sich auch nur leisten, wenn man über bare Mittel verfügt, die nicht zum sofortigen Gebrauch da sind, sondern eine Weile liegen können. Wer dagegen à conto kommender Einnahmen Zahlungen zu leisten hat, muß sich des Wechsels bedienen, der ihm eine Frist zur Einlösung läßt. Der Cheek ist unbefristet. Dieser Unterschied, der bei gehobnem Geschäftsverkehr und Wohlstand nicht mehr so fühlbar ist, wirkt in den Kreisen der kleinen Gewerbetreibenden und der Handwerker für die Verbreitung des Wechsels. Schuster und Schneider müssen oft lange warten, bis die Kundschaft zahlt; aber die Lieferanten geben kein so langes Ziel: und der Wechsel muß als Zahlungsmittel aushelfen. Oft schreit der kleine Mann aber nur, weil er sich von seinem Geld nicht trennen kann, einen Wechsel aus. Die Bank ist ihm nicht sicher genug; man behält lieber zu Haus und freut sich daran, so lange es geht. Diesen eingewurzelten Unverstand müßten die Banken auszuroden versuchen. Sie müßten Jedem, der sich bei ihnen ein Konto eröffnen läßt, ein Cheekbuch übergeben und ihn über die Vortheile dieses Zahlungsweges aufklären. Ein paar dem Cheekbuch hinzugefügte Sätze würden genügen. Heute muß man das Cheekbuch ausdrücklich fordern; und wer nur ein kleines Bankkonto hat, wagt oft solche Forderung gar nicht. Man erzählt auch, Kunden, die keine großen Umsätze in Aussicht stellen konnten, habe eine Bank das Cheekbuch versagt und eine angesehenere Gesellschaft sich geweigert, Cheeks als Zahlung anzunehmen, weil sie dafür fast niemals Verwendung habe. Wenn solche Dinge noch möglich, noch nicht alle Mittel zur Popularisierung versucht sind, kann das Geschrei nach einem Cheekgesetz uns nicht weiter helfen.

Ob der Cheekverkehr bei uns überhaupt je den Umfang erreichen wird, den er in England hat? Die Zahl der in England umlaufenden Cheeks wird auf nahezu eine Viertelmilliarde geschätzt; der Umsatz im londoner Clearinghouse beträgt etwa 215 Milliarden. (Milliarden!) Dagegen kommen wir nicht auf. Der Verkehr ist in Deutschland noch so wenig organisiert, so undurchsichtig, daß sichere Ziffern nicht zu erlangen sind. In London werden ungefähr 90 Prozent aller Zahlungen durch Cheeks beglichen. Der Cheek konkurriert dort, trotz einer ihm auferlegten Steuer von 1 d., erfolgreich mit der Banknote und ist wirklich populär. Das dankt er zum Theil der Struktur des englischen Bankwesens, das die bei uns übliche Vereinigung von Depositen- und Effektenbanken nicht kennt. Die englischen Banken, denen man Deposits anvertraut, machen kein Effekengeschäft. Bei uns können die Großbanken mit dem bei ihnen deponirten Geld nach Belieben arbeiten; je mehr sie emittiren, je weiter sich der Kreis ihrer Geschäfte dehnt, desto öfter hört man nun die Befürchtung aussprechen, das Risiko des Deponenten könne zu groß werden. Diese Furcht scheint mir unbegründet; es müßte schon sehr arg kommen, wenn eine unserer Großbanken nicht mehr im Stande sein sollte, jeden geforderten Betrag an Depositengebern glatt auszugeben. Daß trotzdem der Depositenverkehr unaufhaltsam wächst, beweisen die Riesenziffern in den Bilanzen. Das Mißverhältniß zwischen den großen Summen, die auf dem Depositenkonto stehen, und den Umsätzen im Cheekverkehr zeigt jedenfalls, daß es bei uns an den günstigen Vorbedingungen fehlt, die jenseits vom Kanal vorhanden sind. England hat die vorbildliche Einrichtung der englischen Clearinghäuser; wir haben die Abrechnungsstellen der Reichsbank, deren Zahl aber noch zu gering ist, als daß von einer wirklichen Nachbildung gesprochen werden könnte.

Die im londoner Clearinghouse verrechnete Summe ging im Jahr 1905 etwa um das Vierfache über den Gesamtbetrag bei den zwölf deutschen Abrechnungstellen hinaus. So groß ist der Unterschied. Man müßte zunächst eine starke Konsolidirung des deutschen Kapitals erwarten, bevor man hoffen dürfte, eine dem englischen Umsatz auch nur annähernd gleichkommende Steigerung des Checkverkehrs zu erleben.

Der Hauptunterschied wurzelt in nationalen Gewohnheiten. Der englische Kaufmann mittleren und kleinen Kalibers läßt nur einen Theil seines Geldes im Geschäft arbeiten und deponirt den anderen Theil bei der Bank. Der deutsche Kaufmann steckt Alles, was er besitzt, ins Geschäft und nimmt, um vorwärts zu kommen, noch allen erreichbaren Kredit in Anspruch. Er arbeitet mit viel mehr Dampf (wie man bei uns heute sagen würde) als der Engländer, der in älterem und besaglicherem Wohlstand sitzt, und hat keine freien Darmittel, über die er verfügen könnte. Diese Unterschiede sind am dreizehnten Oktober hier, in dem Artikel „Englands Industrie“, so anschaulich geschildert worden, daß ich nur darauf hinzuweisen brauche. Sie werden in Deutschland noch immer nicht genügend beachtet. Wer mit seinem ganzen Geld und Kredit arbeitet, hat natürlich nicht die Möglichkeit, sich ein Bankguthaben zu sichern und seine Schulden mit Checks zu bezahlen. Von heute auf morgen wird den bei uns herrschenden Zustand auch das klügste Gesetz nicht ändern.

Trotzdem dürften die Aeltesten mit Recht von einer stetigen Weiterentwicklung des deutschen Checkwesens sprechen. Kommen die Depositengelder bei den Banken mehr als Checkunterlagen für die Wohlhabenden in Betracht, so zeigt die erhebliche Zunahme der Checkkonten bei den deutschen Kreditgenossenschaften, daß der Check auch im Kleingewerbe allmählich beliebter wird. Bei diesen Genossenschaften gab es im Jahr 1896 rund 5300, im Jahr 1904 32 500 Checkkonten. Eingezahlt wurden im Jahr 1896 84 Millionen Mark, 1904 dagegen 423 Millionen. Dabei ist noch zu bedenken, daß die Gesamtumsätze bei den Genossenschaften beträchtlich höher waren; die angeführten Ziffern beziehen sich nur auf die Ergebnisse von 243 Vereinen, während dem Allgemeinen Verbands der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften etwa 1000 Mitglieder (Vereine) angehören. Die wirtschaftliche Bedeutung des Checkverkehrs wird also auch im Mittelstand nicht mehr völlig verkannt und auch ohne gesetzliche Hilfe ist eine Erweiterung dieses Verkehrs denkbar. Wer weiß, ob er nicht schmerzlicher wäre, wenn man die einfache Anweisung auf ein vorhandenes Guthaben mit den bisher dem Wechsel vorbehaltenen Kautelen belästete? Wird dem Check ein Negress gegeben, so ist er eben kein Check mehr, sondern ein Wechsel. Das Gesetz würde ihm den Charakter verderben; und dafür, daß mit Checks kein Betrug verübt wird, sorgt schon die Furcht vor dem Strafrichter. Bisher ist man ohne direkte Strafbestimmungen ausgekommen. Wer sein Checkguthaben wissentlich „überzieht“, bleibt in England straffrei; in Oesterreich und Frankreich treffen ihn geringe Ordnungsstrafen; bei uns sollte das Delikt mit einer Strafe bis zu 1000 Mark bedroht werden. So wollten die Freunde des letzten Checkgesetzentwurfes. Und doch hat der jetzt geltende Rechtszustand, der solche Androhung nicht kennt, nachweisbaren Schaden nicht gebracht. So ist auch mit den anderen gesetzlichen Bestimmungen für den Checkverkehr. Daß sie fehlen, schadet nicht; wenn sie einmal da sind, bringen sie am Ende mehr Nachtheil als Nutzen. Ladou.

Circus BüschTäglich Abends 7 1/2 Uhr
„Aus der Pussta.“

Original-Masche-Schaustück aus dem ungarischen Steppenleben in 2 Acten.

1. Act. **Die Hochzeit in der Czardas.** 2. Act. **Die tolle Jagd.**Mons. Romeo: **Ueberrfahren eines lebend. Menschen m. e. 70 PS. Fiat-Automobil.**
(Gewicht 30 Ztr. und 4 Insassen.)**Mlle. Léris Loyal** in ihrem prächtigen Champagner-Akt als Demimondaine zu Pferde.
Auftreten sämtl. neuengag. Künstler und Künstlerinnen und dem Riesengala-Programms**Hotel „Cecilie“ Wiesbaden**

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinstetrefre Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGS DORF**

(nur Sand-Strand)

„**KURHAUS**“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubauert, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 3000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französisch. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Wintersaison vom 1. November bis 1. Mai.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von**BREMEN**

nach

AMERIKANew-York ^{via Southampton - Cherbourg}
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Süd-Amerika - Brasilien - La Plata

Mittelmeer - Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben**Norddeutscher Lloyd****Bremen**

Bei dem

Preis-Ausschreiben

zur Erlangung von Entwürfen für die Dekoration des Schaufensters
unseres Weinverkaufs haben die Herren Preisrichter:

Architekt **Alf. J. Balcke**
Kgl. Professor **Emil Doepler d. J.**
Kgl. Professor **Bernhard Schaede**

den **I. Preis von Mark 500**

Herrn Leopold Fey, Berlin, Planufer 92b

den **II. Preis von Mark 300**

Herrn Walter Wilhelms, Berlin, Uhlandstr. 40-41

den **III. Preis von Mark 200**

Herrn Paul Meinke, Berlin, Mittenwalderstr. 12

zuerkannt.

Zum Ankauf wurden empfohlen die Entwürfe
der Herren:

Fritz Gehrke, Berlin, Kleiststr. 3
Adolph Eckhardt, Berlin, Motzstr. 55
Walter u. Martin Lehmann, Steglitz, Martinstr. 4.

Diese Entwürfe sowie ein Teil der andern eingegangenen werden vom
Dienstag, den 13. bis einschliessl. Sonnabend, den 17. ds. Mts. in unserm
Weinverkauf Leipzigerstr. 25 ausgestellt sein

Nach diesem Termin stehen die nichtprämierten und nicht angekauften
Entwürfe zur Verfügung der Einsender,

M. Kempinski & Co.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfg.

Café Splendid

Kurfürsten-Strasse 75.

Inh.: Karl Brewer.

Nähe Zoolog. Garten.

Elegantest ausgestattetes familien-Café

Künstler-Konzerte

unter der Leitung von Ferd. Krisch (Joachim-Schüler).

Grosser Billardsaal (8 Billards)

Jeden Abend frische warme Platten. — Original Wiener Küche.

Eröffnung Mitte November

Pilsener Urquell.

Tucherbräu.

DER WELTCOURIER



• ILLUSTRIRTE ZEITSCHRIFT •
FÜR GESELLSCHAFTSLEBEN UND REISE,
MIT DEN BEILAGEN: DER AUTOMOBILTOURIST,
• DER AMATEURPHOTOGRAPH AUF REISEN • AUS SANATORIEN •

Jährlich 24 Hefte in hervorragender Ausstattung.

Vierteljährlich 2 M. (Einzelheft 40 Pf.) Verlag von Hobbing & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 11.

Verlangen Sie = **Probenummern** = in = **Buchhandlungen.** = allen =

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, d. 16., Sonntag, d. 18. u. Montag, d. 19./11.

Das Wintermärchen.

Sonnabend, den 17./11.

Der Kaufmann von Venedig.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 16., Sonnabend, den 17., Sonntag,
den 18. und Montag, den 19./11.

Die Condottieri

Weitere Tage siehe Anschlagstule

Kammerspiele

des Deutschen Theaters

Freitag, d. 16./11. Zum ersten Male
Frühlings Erwachen (Abonn.-Vorst.)
Sonnabend, d. 17./11. **Frühlings Erwachen**
(Geschlossene Aufführung) Sonntag, d. 18./11.
Gespenster (Öffentl. Aufführung) Montag, d.
19./11. **Frühlings Erwachen** (Abonn. I Wiederh.)

Thalia-Theater

Täglich: Anfang 8 Uhr.

Wenn die Bombe platzt.

Sonntag, d. 18./11. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ U. Charleys Tante.

Theater des Westens.

Freitag, den 16. u. Sonntag, den 18./11. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Der Trompeter v. Säckingen.

(Richard Knecht als Gast)

Sonnab., den 17./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Schützenlied.**

(Fritz Werner als Gast).

Montag, den 19./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Waffen-**

schmied. Schöne Galathé.

Cabaret Unter den Linden 22.

Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.

Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.

Freitag, den 16. und Sonntag, den 18. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Die Fledermaus.

Sonnab., d. 17./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Wildschütz.**

Montag, d. 19./11. 7 $\frac{1}{2}$ U. Zar u. Zimmermann

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz

in 8 Bildern von Julius Freund.

Musik von Victor Holländer.

Bender. Massary. Josephi. Giampietro.

Phila Wolff.

Walhalla-Variété-Theater

Weinbergsweg 19/20. Am Rosenthaler Thor

Täglich Abends 8 Uhr

Das effektvolle November-Programm

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches

Buch Preis M. 1.20. Preis üb. Bücher

gratis. R. Oeschmann, Konstanz No. 516.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

Klinik (Sanatorium) für Berlin.	Gallensteinkranke mit Kurhaus (Magen-, Darm-, Leberleidende).	Nieder-Schönhausen
Einheitliche Behandlung.		
Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei.		
Dr. B. SCHUERMAYER, Berlin SW., Königgrüzerstrasse 110		

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz. Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 16./11. Premiere
Die Hochzeitsfackel
Sonnabend, den 17. u. Sonntag, den 18.
Die Hochzeitsfackel.

Freitag, d. 16./11. 8 Uhr
III Concert des
Amsterdämers **accapella-Chors**
Sonntag, d. 18./11. 7 U. Populäres Concert
des **Mozartsaal-Orchesters**. Dirigent:
Herr Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 16. u. Sonntag, den 18./11. 8 U.
Lakmé.

Sonnabend, d. 17. u. Montag, d. 19./11. 8 U.
Hoffmanns Erzählungen.
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Freitag, den 16., Sonnabend, den 17. und
Sonntag, den 18./11. 8 Uhr.

Ein idealer Gatte.

Montag, d. 19./11. 8 U. Man kann nie wissen
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

folies Caprice

Linienstr. 132 Ecke Friedrichstrasse.
Dir. Felix Berg.

Täglich: **Das Provinzmädel.**
Das Modell. Anfang 8 Uhr.

Lustspielhaus in Berlin

Heute und folgende Tage 8 Uhr.

Husarenfieber

Sonntag, den 18./11. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Der Familientag.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstrasse 127.

Sensationeller Erfolg

des
Eröffnungs-Programm!

Täglich 11—4 Uhr. Entree 3,20 M.

Miniaturen-Ausstellung

in den Salons

Friedmann & Weber

Täglich 7—10 Uhr. Berlin W., Königgrätzerstr. 9. Sonntag 11—2 Uhr.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft-
und Sombenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

**Der Zusammenbruch der
Wirtschaftsfreiheit und
der Sieg des Staatssozia-
lismus in den Vereinigten
Staaten von Amerika.**

Von

Dr. jur. E. Herr.

Preis: 3 Mark.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?

Kritische Studie über

Friedrich Nietzsche

Von Ernest Seillière.

Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8 $\frac{1}{2}$
M. T.—, Lwb. M. 8.50, Hfz. M. 9.—, Aus-
führliches Verlagsverzeichnis gr. franco.

H. Barsdorf, Berlin W30. r.
Landshuterstr. 2.

Für

Blutarme, Nervöse

Dr. Klopfer-Glidine (Weizen-Lecithin-EIWEISS).
Tägliche Ausgabe ca. 25 Pfg.
In Apotheken, Drogerien, — Wissenschaftl. Literatur kostenfrei.

Dr. Volkmar Klopfer, Dresden-Leubnitz.

Eisbärfelle

Sind nicht besser aber teurer als meine Selbstbärfelle „Stärke Eisbär“; feinste Galen-essence, chemisch gereinigt, geruchlos, bleibend weiß oder silbergrau, etwa 1 l in 8 Bl. Verlagen 6 u. 7 Bl. bei 3 Gd. Fr. Postfr. m. Sincerfent. fr. W. Heino, Lünzmühle No. 35 bei Schneebedingen (Unib. Heide).

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Schockethal

H. Cassel, Hermann, Kaiserl. L. öffentl. Melv. Er. Erlage.
Walterkass. Prop. Tel. 1151 Amt Cassel, Dr. Schrammlehl.

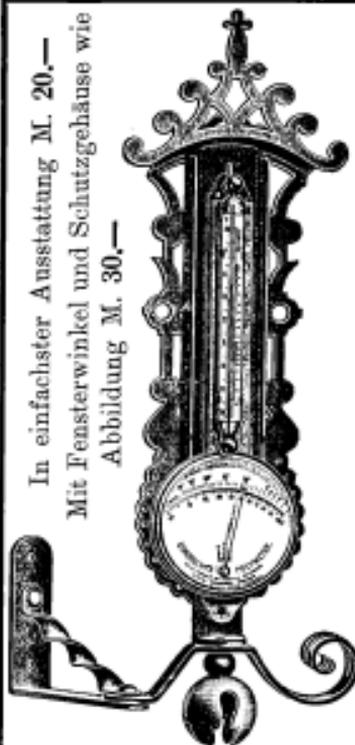
Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und sämtlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt**, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Echte Portweine!

Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4.20,
Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5.35,
Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7.60,
Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0.74
3 Fl. Mark 2.85. Reinheit garantiert
vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachh.
I. G. Heinzen, Westerstede (Oldb.).
Wein-Import und Versandhaus.

In einfacher Ausattung M. 20.—
Mit Fensterrinkel und Schutzgehäuse wie
Abbildung M. 30.—



Praktisches Festgeschenk!

Lambrecht's Polymer

beantwortet die Fragen:
Gewitter? — Hagel? — Nachtfrost?
— Heiteres oder trübes Wetter? —
Frost- oder Tauwetter? — Schnee
oder Regen?

Es führt uns ein in die Natur und vertieft uns in die Wissenschaft der **Wetterkunde**. Das **Polymer** ist zugleich der Feuchtigkeitsmesser, welcher für **Zimmerluftprüfungen** in Frage kommt. Siehe Broschüre „Gesunde Luft“ von Dr. Fleischer.

Warnung! Jedes Instrument muss mit der Bezeichnung „Lambrecht“ versehen sein. Andere wertlose und in der üsseren Form nachgeahmte Instrumente weisen man zurück, da sie auf Täuschung berechnet sind. Es gibt kein Ersatz für Original Lambrecht's gesetzlich geschützte Instrumente.

Man verlange Gratis-Drucksache No. 359.

Wilh. Lambrecht, Göttingen.

Gegründet 1859. (Georgia Augusta).
Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen goldenen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Ehrendiplom, Goldene Fortschritte-Medaille Wien 1906.

Vertreter an allen grösseren Plätzen des In- und Auslandes.

Generalvertrieb für die Schweiz, Italien und die österreichischen Alpenländer durch:

C. A. Ulbrich & Co. in Zürich.

Pariser

Liebschaften von Réalf de la Brotaune
deutsch von Peter Aretin,
br. M. 6 —; gebd. M. 7. —; Liebth.-Ausg. M. 10. —,
Seltene deutsche Bücher Kat. grts. Zusendg.
porto- und zollfrei.
Ch. Corday, 51 z. r. Mar. le Prince, Paris.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
tellhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Schriftsteller!

III Bekannter Verlag über. Eiter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten, Auss. günst. Beding-
Off. unt. B. N. 265, an Maass-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Ein Jungen-Tagebuch
für Altersgenossen, Eltern, Lehrer**Otto der Ausreißer**

von Gustav Naumann
6 Bände, o. 6. Bänder

Ein Buch, das ernst
genommen sein will
das weder durch an-
banerium verdirbt,
noch durch breitgeir-
rene Moral verflücht.
brotd. M. 3. —
geb. M. 4. —

Verlag C. O. Naumann
:: Leipzig ::

Manuskripte

aus dem Gebiet der schönen Wissenschaften,
Philosophie, Politik, Rassenfragen aus allen
Kulturgebieten, wenn wissenschaftlich gemein-
verständlich, sucht Thüringische Verlags-
anstalt G. m. b. H., Leipzig.

A. Maass'

wissenschaftliche Werke sind führend und leitend auf vielen
geistigen Gebieten der Gegenwart. Zus. über 300 Seiten mit über
50 Artikeln, modernst. und interessant. Inhalts. Preis 3,20 Mk. frk.
Zu bez. d. d. Buchhdlg. u. den Verl. A. Maass in Kolberg, Ostseebad.

A bis Z
in
2 Bdn.

**DER
KLEINE
BROCKHAUS**

Komplett
geb.
24 M.

ist soeben erschienen

Zu beziehen
durch alle Buchhandlungen.

Zur gefl. Beachtung!

Der Wunsch vieler Familien, eine Hausbibliothek ihr Eigentum zu nennen, schafft
in den meisten Fällen an der Kostspieligkeit, wenn man jedoch die äusserst koulanten
Zahlungsbedingungen der Firma Bial & Freund, Breslau II, deren Prospekt

„Meyers Deutsche Klassiker-Bibliothek und Brockhaus-Conversations-Lexikon“
der heutigen Nummer unseres Blattes beiliegt, betrachtet, erscheint es wohl möglich, dass
jede Familie in den Besitz eines solchen Hausschatzes gelangen kann.

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei des Insel-Verlag
in Leipzig bei.

Grossherzog Wilhelm Ernst Ausgabe Deutscher Klassiker.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Prospekt der

Deutschen Kautschuk A.-G. zu Berlin u. Kamerun.**Kapital: 3 Millionen Mark.****Bereits zur Verfügung: 2 Millionen Mark.****1. Zeichnungsbedingungen.**

Das Aktienkapital von 3 000 000 M. ist eingeteilt in Aktien à 1000 M. Bei Zeichnung sind 5% bei Zuteilung 20% einzuzahlen. Die restlichen 75% in 3 Jahresraten zu je 25%.

Da die gezeichneten Beträge erst nach und nach zur Einzahlung gelangen, entsteht für den Zeichner nur ein geringer Zinsverlust, den die auf Grund vorzichtiger Berechnungen berechtigter Weise zu erwartende Dividende, wie anzunehmen ist, reichlich aufwiegen wird.

Nach den gleichen Berechnungen ist anzunehmen, dass die Ausschüttung von Dividenden in später steigendem Masse voraussichtlich **gleich** nach Volleinzahlung des Kapitals wird beginnen können.

2. Gegenstand des Unternehmens.

Gegenstand des Unternehmens ist in erster Linie in Kamerun Plantagenwirtschaft, insbesondere die **Kautschukkultur** zu betreiben.

Zu diesem Zwecke hat sich die Gesellschaft durch Optionsvertrag den ca. 4000 ha umfassenden Besitz der Koko- und Ekona-Pflanzung gesichert. Ueber dieses Land schreibt Herr Professor Dr. P. Preuss anlässlich einer Expedition im Jahre 1898: „Besonders zwischen Ekona und dem ersten Uebergang über den prächtigen Madalfluss, einen rechten Nebenfluss des Mungo, durchschreitet man 1^{1/2} Stunden lang eine ausgedehnte Ebene, welche an Fruchtbarkeit des Bodens und Schönheit der Vegetation alles übertrifft, was ich bisher in Kamerun gesehen habe.“

Ausserdem hat das Land folgende Vorzüge:

1. Es führt von Viktoria eine Eisenbahn bis Soppo.
2. Die vorhandenen Anlagen und das Vorkommen wilder Kackxien, die kostenlos Saatgut liefern, zeigen, dass das Land zum Anbau dieses hochbewerteten Gummi liefernden Baumes vortrefflich geeignet ist.
3. Die Arbeitsverhältnisse sind sehr gute.
4. Besonders wertvoll ist der vorhandene Koiabestand, da Kola nur an wenigen, engbegrenzten Stellen der Erde wächst.
5. Die bestehenden Kulturen ermöglichen voraussichtlich **gleich** nach Volleinzahlung des Kapitals die **Ausschüttung einer Dividende.**

3. Aussichten der Gummikultur in Kamerun.

Der Kautschukpreis wird sich für die Produzenten immer günstiger stellen, da durch Raubbau in kurzer Zeit die noch in wildem Zustande vorkommenden Gummibäume vernichtet sein werden. Pflanzungen sind erst in geringem Masse im Vergleich zum Weltkonsum in Angriff genommen worden, da nur wenige Länder hierzu geeignet sind. Unter diesen ist es in hervorragender Weise Kamerun, wie einerseits die bisherigen Erfahrungen der Kameruner Pflanzungen lehren, anderseits von ersten Fachleuten wie Prof. Dr. P. Preuss, Prof. Dr. O. Warburg, Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Wohltmann, Dr. R. Schlechter betont wird.

4. Rentabilität der Gesellschaft.

Ausführliches hierüber in der mit Karten und Anlagen ausgestatteten Denkschrift, die jedem Interessenten auf Verlangen zugeht.

Neben der Pflege der vorhandenen Bestände ist die Anlage von je 400 ha Kackxien in den nächsten 5 Jahren in Aussicht genommen.

Die mit grösster Vorsicht aufgestellte Berechnung der **Minimalerträge** (vergl. Denkschrift) pro Baum und ein Preis von nur 3,50 M. pro Kilo (jetziger Marktpreis 8 M.) loco Hamburg zu Grunde gelegt sind, stellt **reichliche Verzinsung** in Aussicht, deren Ausschüttung durch die vorhandenen Anlagen voraussichtlich **gleich** nach Volleinzahlung des Kapitals beginnen kann.

Wir unterlassen es ausdrücklich, unsererseits eine bestimmte Höhe der Dividenden, die wir nach unseren vorsichtigen Berechnungen glauben erwarten zu können, anzugeben. Dies vorausgeschickt, wollen wir aber andererseits nicht unterlassen, die Anschauung wiederzugeben, welche andere Gesellschaften von der Prosperität der Gummikultur in Kamerun hegen. Solche Berechnungen schliessen auf 8% bis zu 25% und mehr.

Die neuesten Anzapfungsversuche durch Herrn Dr. Schlechter an plantagenmässig ausgepflanzten, noch nicht jährigen Kackxien haben die von Bäumen dieses Alters erwarteten Erträge bei weitem übertraffen.

In einem auf dem Kolonialkongress zu Berlin am 5. Oktober 1905 gehaltenen Vortrag betonte das Vorstandsmitglied der „Vereinigten Gummwaren-Fabriken Harburg-Wien“, Herr Louis Hoff, Harburg, den steigenden Konsum von Rohgummi, wie er insbesondere neben anderem auch durch die neue Automobilindustrie bedingt ist. Besonders bemerkenswert ist folgender Ausspruch dieses Grossindustriellen:

„... Angesichts des Umstandes aber, dass die Kautschukplantagen, wenn sie einmal ertragsfähig geworden sind, auch eine um so höhere Rente erwarten lassen und eine gute Verzinsung sichern, sind heute Befürchtungen irgend welcher Art kaum noch berechtigt.“

Eine Beteiligung ist somit als aussichtsreiche Kapitalanlage zu empfehlen.

5. Organisation der Gesellschaft.

Der Gesellschaft, deren verantwortlicher Leiter an Ort und Stelle in dortigen Pflanzungsbetrieben Erfahrungen gesammelt hat, steht eingearbeitetes Personal zur Verfügung. Sie hat ihren Sitz in Berlin und eine Zweigniederlassung in Kamerun.

Zum Eintritt in den Aufsichtsrat haben sich bereit erklärt:

G. Blank, Kommerzienrat, Elberfeld. **C. Doertenbach-Storr**, Kaufmann, Stuttgart.
Dr. jur. H. Hoesch, Fabrikant, Düren (Rhd.). **V. Hoesch**, Rentier, Berlin. **v. Kreckow**, Rittergutsbesitzer auf Rumbke b. Stolp (Pommern). **O. Lürmann**, Antwerpen. Freiherr **Fergler** von **Ferglas**, Wildprechtsober bei Salsungen. **Graf M. Pfeil**, Generalkonsul a. D., Berlin.
Dr. I. Semler, M. d. Reichstags, Hamburg. **E. Ullmann**, M. d. Handelskammer, Berlin.

6. Aussichten für den Einzelnen.

Auf eine Aktie von 1000 M. sind im ersten Jahre 250 M. einzuzahlen und im Laufe von drei Jahren weitere je 250 M. Voraussichtlich wird gleich nach Volleinzahlung des Kapitals eine **Wasserschönung** einer **angemessenen Dividende** beginnen, die **successive** **höheren** wird.

Die spätere Einführung der Aktien ist in Aussicht genommen.

Denkschrift und Satzungen werden auf Verlangen zugesandt.

Zeichnungen werden angenommen von der Deutschen Kautschuk-A.-G. in Vorber. z. H. des Herrn H. F. Picht, Berlin W., Unter den Linden 3a, Einzahlungen erfolgen an das Konto der Koke-Pflanzung G. m. b. H. bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein, Berlin W., Französischestr. 53/55.

Deutsche Kautschuk-Aktiengesellschaft i. Vorber. H. F. Picht.

Zeichnungsschein.

Ich verpflichte mich, von dem Grundkapital der zu errichtenden Deutschen Kautschuk-A.-G. zum Nennbetrage auszugebende Aktien von je Mark 1000, zusammen M. nominell zu übernehmen und zahle 5% des gezeichneten Betrages gleichzeitig an das Konto der Koke-Pflanzung G. m. b. H. bei dem A. Schaaffhausen'schen Bankverein, Berlin W., Französischestr. 53-55. Weitere 20% werde ich bei der Zuteilung leisten, den Rest in Raten von 25% im Laufe der folgenden 3 Jahre nach Bestimmung und auf Ansuchen des Vorstandes.

An die Deutsche Kautschuk-A.-G. i. Vorber. den 190
z. H. des Herrn H. F. Picht
Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

Deutschland Ein neues Wintermärchen

Ich kenne sie gründlich, die deutsche Frau'n,
Ich lege gerath nicht; leider!
Wenn sie sich alle löst'n tagelangst — — —
Bis auf die Unterbeinheiber!

Ein fröhlicher Gedanke, Heinrich Heine, den großen Spötter, heute einmal einen Rundgang durch das geeinigste Deutsche Reich antreten zu lassen, um zu hören, was dieser kritischste aller Kritiker zu unsern „vollendetsten“ Einrichtungen sagen würde. Beinahe ist anzunehmen, daß unser schönes Vaterland dabei nicht zum besten wegkommt, aber ein Versuch lohnt sich.

Felix Lorenz-Verentius, ein Mitarbeiter der Münchener „Jugend“, bekannt als übermütiger Verfasser der „Gereizten Royal“, wagt mit glänzendem Gelingen diesen Versuch in seinem neuen lustigen Versuch, betitelt „Deutschland, ein neues Wintermärchen“, das mit entzückend-drahtischen bunten Bildern und Karikaturen Erich Gäßlaffs versehen, kürzlich im Verlag „Harmonie“, Berlin W. (Schöneberger Ufer 32 J.) in originellem Umschlage zum Preise von 2 Mark (in Geschenkband gebunden 3 Mark) erschienen ist und in sehr kurzer Zeit bereits mehrere Auflagen erlebte.

Heinrich Heine erzählt uns daselbst u. A.:

Und dann veslich ich Weatmarres Ged
Auf einige Wochenstunden
Und habe mich schon an Witternacht
Bei Nix an der Grenze bekanden;
Vort verzeihle man mir mein Totenomb —
Ich schalte den Taler willig
Und lobte die schöne Einrichtung,
Ses auch den Taler löst' Nix.

Nun hält der boshafte Viebling der Grazien eine ergötliche Zwiepsprache mit seinem alten Bekannten, dem Later Rhein, und fragt da unter anderem nach der Einigung Deutschlands; stolz antwortet der Alte:

Als damals du auf dem St. Gothardt standst,
So hüttest du Teufelsland schmocher,
Es lag und schlief in guter Gut
Von sechsundbreißig Monarchen. —
Deut ist das ander, mein lieber Jung,
Und vor Romme darüber tong ich;
Die Einheit, die deutsche Einheit ist da —
Ses sich es löst sechsundbreißig!

Nach dieser erfreulichen Auskunft und manchen ähnlich lustigen Auseinandersetzungen geht es weiter durch die „geräucherter Schinkenregion“, durch den „Großstaat“ Bideburg, Hannover, Brandenburg, schließlich nach der Reichsmetropole — —

Der ganze Strazberg Wied hängen sofast
In unner Stiefelsock.

Wie es Heine im modernen Berlin gefällt, ist unbeschreiblich köstlich zu lesen; am besten gefallen ihm die schönen, vielen Kaiserinnen:

Ich setze mich: Ach, nur auf einen Tag
Dahin sein — wie weltvergessen!
Von kann dort leben nach eiger Gassen
Und im übrigen — — hinter eien.

Besonders eingehende lesenswerte Betrachtungen stellt der Dichter über den Königsplatz und das Reichstagsgebäude an; u. a. heißt's da:

Ich weiß, da sitzen Leute drin,
Die weder weinen noch lachen,
Und täglich für das gelagte Volk
n' paar neue Gefolge machen.
Besonders nach über den Reichsbau,
Da zu wenig noch davon im Larbe. —
Nur gegen die Gültensverkümmung — oß! —
Kamst als ein Gefolg zustande.

Und wie er so sinnt, kommt ihm plötzlich ein Phantom, er glaubt auf der Kuppel ein altes, dickes Weib mit Brille und Strickstumpf sitzen zu sehen (Güglaff hat sie entzückend gezeichnet!), und erkennt nach scharferem Hinsehen die — Germania:

Sie sprach: „Ich bin Fraulein Germania!
Seit achtzigtausendundachtzig
Besind ich mich hier in Venisien —
Dwar meine Erinnerung trübt sich. . .“

Da sie ihn anspricht, unterhält er sich mit ihr recht lebhaft über dies und das, macht dabei einige nicht gerade lebenswürdige Ausfälle gegen die deutschen Frauen und fragt dann den deutschen Männern. Man kann sich denken, wie ihn die Auskunft beglückt, daß es in Deutschland zwei Arten von Männern gibt. Uniformierte und Nicht-Uniformierte. Der bessere Teil sind natürlich die Uniformierten:

Nach steht man schon überhört an den Wert
Dieses bevorzugtes Köpfen —
Sie kriegen im Jahre sieben Mal —
Neue Wäpfer von Ostentivitäten.

Die Germania läßt sich schließlich — da es Nacht ist — gegen eidlich zugesicherte Verschwiegenheit bewegen, herabzusteigen und mit dem „Fremden“ auf Abenteuer auszugehen, wobei sie, nicht er den Führer spielt und ihn nach einigen kraftvollen Späßen zur „Siegesallee“ geleitet:

Was ich dort gesehen, verrät ich nicht —
Nehr Ekelverrichtung nicht ich!
Denn es waren Händchen, o Gott,
Und dazu verunblutig!
In den vierundachtzig marmornen Büß'
Wohnten natürlich auch Leute,
Und jeder hatte zwei Halbe dazu
Als „Nachtig“ an seiner Seite.

Da packt ihn wieder ein altes Weh, er entflieht und singt im Weitergehen:

Es schmürnen mich immer von Sonerfeld
Mit Lischeln und Lebernücheln,
Und habn noch immer den alten Reich
Vor ihnen gekorbene Hüften. — — —

Erschöpft schläft er auf einer Bank im Tiergarten ein und träumt einen langen Traum —, er sei Minister geworden:

In Hantelmannshühnchen reguliert
Sind die Ministerleute,
Minister soll'n wie ein Butterbrot
Stets auf die bestmüerte Seite.

Davor graußt's ihm natürlich sehr, denn er blieb noch immer bei seiner alten Gesinnung;

Jasobinermäßen sind leuchtend rot
Und höchst bequeme Dinget,
Es trug sie einst der Hochdeutere,
Heut trägt sie der Herr Singer,
Derr Singer hat eine Mäntelkeit,
Traum muß ihn ins Herge bringen,
Sich zur Entschuldung des guten Geschäts
Ein — Mäntelchen umzuhängen.
Geweße und Kapitolist zugleich!
Das hat man im März nicht gelesen!
Auf solche Weise kann man bequem
Die letzte Frage lösen.

Von der Jasobinermäße leitet die Betrachtung zu anderen Kopfsbedeckungen bis zu dem deutschen Zylinder:

Es trägt ihn der Klemmer am Feiertag,
Wer kennt ihn nicht den polenten?
Es tragen ihn aber vor allem nach
Die Dussel-Regenten.
Die eine Seite der Krone trägt
Nach Wachsen-Seimor heulend,
Die andere Hälfte linderst du,
Ja Wachsen-Seimor mein Lieber.

Aus den wirren Träumen mehr zu erzählen, würde hier zu weit führen, begleiten wir den Spötter lieber — nach Erwachen am nächsten Morgen — auf seinen Wanderungen, die u. a. nach der Wilhelmstraße führen, wo einst der große Otto hauste, jetzt aber ein anderer das Regiment führt, ein anderer, mit anderen Tugenden:

Befender der Scheitel ist meistens
Nach vorn und hinten groten,

Sein Weis erscheint nicht wieder fast,
Besonders in Sitaten.

Die ulkige Gegenüberstellung dieser zwei Geister im *Bild*e sollte man nicht
versäumen, sich anzusehen. Wir wandern weiter und bespötteln weiter: Linden
Opernhaus, Schloßplatz, Schloßbrücke — — —

Den Steiner heißt das Feigervlatt,
Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Traum heißt die Bräute „Nachsichtest“
Sein unvorstelllichen Zeiten . . .

Da plötzlich zieht die Wachtparade auf und unter den Klängen der „Wacht
am Rhein“ geht dem Dichter doch das Herz über;

Ich liebe dich doch, mein Herzblut schäumt,
O, Land der Eichenrieche —!
Was tat es, wenn ich dich schelte manchmal —
Ich schelte dich nur aus Liebe;

Die Wache ist vorübergezogen und wir lernten in der Menschenmenge
einen Kanzleibeamten kennen, mit dem wir eine Weisze trinken gehen. Man
kommt auf die Politik zu sprechen, und der Fremde fängt an zu schimpfen,
natürlich zuerst auf die Sozialdemokraten und:

Wach die Prellaktionen sind ein Sommertraum,
Die nach rechts und nach links nicht wässen —
„Mit Gott für König und Vaterland!“
Was linksige ist bei — — schämend! — —

Auf dem Rückwege kommen wir an der Univeristät vorbei, wo nach ver-
schiedenen Beratungen der Wissenschaft und der Studenten den Dichter die
Studentinnen lebhaft interessieren:

Die eine sagte mit Bezug
Auf die weltlichen Probleme:
Die natürliche Lustwahl ist unbedingt
Das glänzendste aller Systeme!
Traum fort mit dem Standesunterschied!
Laßt frei die Gattungen wählend!
In das Reformen-Reglement
Darf man die Liebe nicht quellen!

— — — — —
Sie sagte: Das Häßel der Mütterchaft
Wuß man ab ovo studieren
Und zwar an sich selbst — ich lasse mich drum,
Bei Gelegenheit mal verführen. — — —

Der Nachmittag war herangekommen und es geklaffete Heinrich Heine nach
einer Tasse Kaffee, die — wie alles bei ihm — nicht ohne gebührende Be-
trachtungen abläuft.

Der deutsche Ruchen ist bland und schön,
Wie die lieben deutschen Weibel,
Der deutsche Kaffee ist süß und mild,
Wie die deutsche Krut seit Weibel.

Daß der Kaffee unter den Linden im Café „Gedächtniswahn“ geschlürft wird,
wo bekanntlich die modernen Dichter, Maler, Bildhauer usw. verkehren, ist
selbstverständlich. Verständnislos lauscht Heine den hypermodernen Anschauungen,
wie er aber empfindet protestiert und sich mit den „Bildern“ etwas grob ausein-
setzen will, stürmt die ganze Schaar während auf ihn ein:

Die Horde wollte über mich
Herfallen mit Loken und Koken, —
Da hoch ich hoch harte Hinzusetzen
Und habe sie fortgeschoben.
Dann dreht ich mich ruhig und höchstad um
In meinen Dichtern wieder
Und schlug die Übermenschen sanft
Tot mit dem Buche der Lieder.

Wenig davon, man lese das umfangreiche Humoristikum selbst. Wenn
man Sinn für gesunden Humor hat, muß man lachen, immer wieder herzlichst
lachen. In so genialer Weise aber unsere Gebrochen und Fehler heranzuziehen
vermag nur ein selten geistreicher Mensch und ein glänzendes Zeugnis für die
Fähigkeiten Lorenz Terentius' bildet dieses Buch.

Ganz besonderen Wert verleihen demselben auch die zahlreichen, lachmuskel-
räftenden Streubilder, die prächtigen bunten Kunstblätter und der originale
Umschlag in den 4 deutschen Landesfarben: schwarz, weiß, rot und — grün.
Der Verfasser hat sich einen zwar unbekanntem, aber kongenialen, äußerst
talentierten Illustriator gesucht und gefunden. Gefunde Komik liegt in jede
seiner Zeichnungen.

Die angeführten Textproben bilden eine leider nur schwache Auslese, da
es nicht möglich ist, alles auf dem beschränkten Raum, und, da manches ein
bisheriges heil ist, zu bringen. Eins aber ist gewiß, wer sich einmal wirklich
vor Sachen ausschütten will, und wer gern in das fröhliche Gelächter eines
fröhlichen Menschen mit einstimmt, der wird dieses Buch, dem eine weite Ver-
breitung sicher ist, nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL

Schnell u. Sicher
 The BERLIN
 MESSENGER-BOY
 COMPANY m. b. H.

Tel. VI. 9783.

➔ **Boten** ➔

für Besorgungen jeder Art innerhalb und ausserhalb Berlins.
Telephonische oder mündliche Bestellung.



Für alle, welche Sinn für echten Humor haben ist das
Wilhelm Busch-Album

Humoristischer Hausschatz

enthaltend 13 der besten Schriften des Humoristen mit 1500 Bildern und das Portrait W. Busch's nach Franz von Lenbach

Das passendste Festgeschenk

Preis in rother oder grüner Leinwand geb. M. 20.—.

Im Album nicht enthalten sind die letzten Schriften des lachenden Philosophen, die wegen ihrer gereiften, mit köstlicher Satire gewürzten Lebensweisheit für ernste und nachdenkliche Leute eine willkommene Gabe bilden.

Zu guter Letzt. 7. Auflage, kart. M. 3.—

Kritik des Herzens. 9. Auflage kart. M. 2.—

Eduards Traum. 4. Auflage, kart. M. 2.—

Der Schmetterling. 3. Auflage, kart. M. 2.—

und die Kinderbücher:

Sechs Geschichten für Neffen und Nichten.

Koloriert, kart. M. 3.50.

Bilderpossen. Schwarz M. 2.— kol., kart. M. 3.—

Der Fuchs. Die Drachen. Zwei lustige Sachen.

Kart. schwarz M. 2.—. kol., kart. M. 2.50.

Eine feine Ausgabe der „Knopp“-Trilogie in einem schönen Geschenkbande mit einem farbigen Innentitel ist soeben zum Preise von M. 5.— erschienen.

Die treffendsten Zitate Wilhelm Busch's sind als „Wilhelm Busch-Postkarten“ koloriert erschienen. 2 Serien à 20 Blatt in Klappchen pro Serie M. 2.—

Verlag von Fr. Bassermann in München.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9 - 1 und 3 - 6 Uhr.

G. GROTE'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG IN BERLIN SW. 11.

Soeben erscheint:

Anständige Frauen

Roman von

Emil Marriot

332 Seiten. 8°. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Die
Heizung
der
Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!

Von Autoritäten als die gesündeste Heizung
anerkannt.

**Elektrische
Kryptol-
Patronen-
Öfen**

**Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.**

Verlangen Sie Preisliste II0.

Charakter-

Analysen nach der **Handschrift** von P. P. Liebe
haben zum Idealziel: dem Gemüt einen in-
tinen Reiz einzulösen, das persönliche
Leben zu erweitern. Wissenschaftl. Original-
Methode, **psycho-graphologische Praxis** seit
1890. **Alle briefliche Anfragen** kostenlos;
seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für
die Beschreibung ihres **Innenlebens**.

P. P. Liebe, Schriftsteller in **Augsburg.**

Herbst- u. Winterkuren.

**„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)**

Bahnlinie: Warmbrunn - Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Nach allen Erzeugenschaften der Neuzeit
eingerichtete **Windgeschützte, nebel-
freie, nadelholzreiche Lage**. Seeshöhe
450 m. **Ganzes Jahr geöffnet**. Näheres
Dr. med. **Bartsch**, dirig. Arzt oder
**Administration in Berlin S.W.,
Mückersstr. 118.**

1745

128 Millionen Flaschen Champagner
versandt
MOËT & CHANDON
 von 1745-1906
und schufen den Weltruf ihrer Marke.
Versandtiffern

<i>Charles Moët 1745-1862</i>	193217	Flaschen
<i>Moët & Chandon, Jules H. Roue 1863-1890</i>		
<i>Ersteur Roue, von 1863-1889</i>		
<i>Fühler der St. Racher durch</i>		
<i>von Roue, von 1863-1889</i>		
1889-1891	211786	"
<i>J. Moët & C. 1892-1906</i>	9168093	"
<i>Moët & Chandon</i>		
1833-1862	12,127,605	"
1863-1891	4,058,260	"
1892-1906	6,530,389	"
<i>Summe</i>	128,833,895	"

Beliebteste Marke: **White Star „sec“** französisches Erzeugnis

1906